

Die Volkswacht erscheint wöchentlich zweimal am Donnerstag und Samstag. Abonnementspreis, ein Jahr 1,20 M., die Neue Welt, monatlich 40 Pfg., vierteljährlich 1,20 M., bei freier Zustellung ins Haus monatlich 1 Pfg. Botenlohn. Druck die Post bezogen vierteljährlich 1,20 M. Die Einzelnummer kostet 10 Pfg.



Beilage: Die Neue Welt, illustriertes Unterhaltungsblatt

Redaktion und Expedition
Paradiesgasse Nr. 52

Organ für die werktätige Bevölkerung der Provinz Westpreußen

Publikationsorgan der Freien Gewerkschaften

Redaktion und Expedition 8290

Nr. 1.

Danzig, den 3. Januar 1914.

5. Jahrgang

Arbeiter, denkt an eure Presse!

Dieser Mahnruf tönt ununterbrochen an das Ohr der Genossen, auf jedem Parteitag, in jeder Parteibesprechung, in den meisten Versammlungen wird er vernommen. Aber dürfen wir nicht der geleisteten Werbearbeit zufrieden sein? Entspricht das Ergebnis, der Stand der sozialdemokratischen Zeitungen, der Entwicklung unserer Partei? Können wir feststellen, daß es mit der Ausbreitung der Parteipresse wohl bestellt sei? Leider nicht.

Gewiß geht es auch auf diesem Gebiet vorwärts, und von dem Strome des gewaltigen Aufschwunges der gesamten Partei ist auch die Parteipresse nicht unberührt geblieben; auch sie kann auf Erfolge zurückblicken und sich der eigenen Entwicklung rühmen. Aber wie weit bleibt der Aufschwung der Parteipresse hinter der bei den letzten Wahlen erzielten Stimmenzahl zurück!

Müssen wir es als ein unabwendbares Geschick betrachten, daß ehrliche Arbeiter einer auf ihre Dummheit spekulierenden Presse ihre teuer erworbenen Pfennige zutragen, damit diese Wächter aus den Abonnementgroßen Hunderttausende an Einkommen und Millionen an Vermögen erringen? Müssen wir uns damit als mit einer traurigen Sache, die wir nicht ändern können, abfinden, daß

unzählbare Tausende von Arbeitern ihre geistige Nahrung aus verdorbenen und verderbenden Quellen empfangen?

Müssen wir darauf verzichten, die neu angeworbenen Parteianhänger mit dem Geiste des Sozialismus zu erfüllen, ihnen das unerlässliche Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller arbeitenden Menschen in der Partei der Sozialdemokratie einzufloßen? Können wir es nicht ändern, daß große Massen von Arbeitern Leser und Käufer einer stumpfsinnigen, verblödenden, hohlen Sensationspresse sind, also durch die konsequente Lektüre solcher Zeitungen für den weitgeschichtlichen Kampf der Sozialdemokratie untauglich werden? Wir sagen: Nein!

Wir haben die Aufgabe, dem entgegenzuwirken.

Es muß zum Bewußtsein der Partei und der Parteigenossen gemacht werden, daß der Arbeiter, der ein anderes als das Blatt seiner Partei liest, etwas begehrt, was feiner als eines Klassenbewußten Sozialdemokraten schlechthin unwürdig ist. Es muß überall erkannt werden und überall in der Organisation wie im Betrieb, in der Versammlung wie im geselligen Verkehr, muß danach auch gehandelt werden: daß der Arbeiter, der sich mit der auf seine

Dummheit rechnenden bürgerlichen Presse

besetzt, seine Arbeiterehre und seine Parteiehre schwer verleiht. Wir müssen uns endlich entschließen, in dem Bezug der Zeitung genau ein ernstes Stück Parteipflicht zu sehen, wie in dem Beitritt zur Berufsorganisation, wie im Lohnkampf, wie in den Wahlen, wie in allen Betätigungen des proletarischen Lebens. Die geistige Nahrung des Arbeiters darf nicht weniger bedeuten als seine leibliche und wie wir die Parteigenossen vor verdorbenen Lebensmitteln behüten wollen, so müssen wir auch sie bewahren, das Gift der Gleichgültigkeit — und dieses ist von allen das schlimmste — Tag um Tag eingimpft zu bekommen, bis das Gehirn dieser Verdummung, Erschlaffung und Entproletarisierung endlich unterliegt und aus stolzen, selbstbewußten, kämpfenden Arbeitern gleichgültige Menschen geworden sind. Sozialdemokrat und Leser und Kämpfer der Arbeiterpresse muß allmählich im Begriff zusammenfallen. Für die Arbeiterpartei steht die Wahl folgendermaßen: ob sie eine gute, interessante, bildende, sozialdemokratische Zeitung einer elenden geschmackverrohenden und verdammenbesessenen Geschäftsprelle vorziehen sollen und wollen. Soll man glauben, daß Arbeiter, wenn sie zu überlegen beginnen und wenn ihnen die Organisation mit der nötigen Klarheit diese Frage vorlegt, mit der Antwort schwanken könnten? Das ist unmöglich, und so sind wir überzeugt:

Ein kräftiges Anfassan an allen Punkten

und aus dem Arbeiterhaushalt, aus den Betrieben und Fabriken fliegt die Feindespresse, fliegt die Geschäftsprelle in großem Bogen hinaus. — Ernste Zeiten kommen für unsere Partei. Der Block der Gegner arbeitet und wühlt gegen uns mit allem Haß der Jesuiten und Ausbeuter. Alle sogenannten „unparteiischen“ Zeitungen werden um- und ausgestattet zu Zeitungen gegen die Arbeiter und gegen die Sozialdemokratie. Die Sozialdemokratie ist den Herrern zu groß geworden; und so konzentrieren sich ihre Bestrebungen darauf, sie zu schwächen, sie klein zu machen, sie womöglich zu vernichten. Um so dringender, um so notwendiger ist es, daß sich die

Arbeiter zusammenschließen als ein einziges, unzertrennbares Heer

an dessen Kraft, an dessen Energie, an dessen Disziplin alle Anschläge zuschanden werden müssen. Dazu ist aber vor allem notwendig, daß es keine Marodeure gibt, daß nicht aus dem Arbeiterheer immerzu Leute weglauten und dem Feinde Munitionsmittel zuführen. Der Arbeiter aber, der nicht die Volkswacht hält und liest, der die Kapitalistenpresse liest und unterliegt, der ist im Grunde ein Defektor, der am Tage der Schlacht zum Feinde übergegangen ist. Ehren wir uns selbst, indem wir die Fahne der Partei, die rote Fahne unserer Sehnsuchten und Ziele hochhalten! Ehren wir uns, indem wir die Arbeiterzeitung fördern!

An jeden Arbeiter, jeden wahren Genossen ergeht dieser Ruf! An alle Organisationen wenden wir uns!

Alle Kräfte müssen entfestelt werden!

Neujahr.

Es war vor hundert Jahren, in der Neujahrsnacht, die aus dem Jahre 1813 in das Jahr 1814 hinüberleitete. Da stiegen bei Saub am Rhein 200 Mann preussischer Landwehr in einige Röhre, um über den Strom zu setzen. Und ein jubelndes Hurra tönte durch die tiefe Stille der Nacht, als sie, aus den Röhren springend, das linke Rheinufer begrüßten.

Die Kühne Tat geschah wider den Willen der weisen Feldherren, die im Hauptquartier der verbündeten Heere das große Wort führten. Diese klugen Männer fürchteten die ununterbrochene Reihe der Festungen, die die französische Ostgrenze umgürteten; deshalb leiteten sie die Masse ihrer Streitkräfte auf einem langen Umwege durch Baden und die Schweiz in das südböhmische Frankreich, bis auf die Hochebene von Langres, deren Besitz die wunderbare Fähigkeit haben sollte, ganz Frankreich zu beherrschen. Den preussischen Landwehren unter Blücher war nur die bescheidene Aufgabe zugewiesen, in der Reserve zu bleiben.

Aber Blücher und seine Landwehren zerrissen das fein gespannene Gewebe. Sie waren keine gelehrten Strategen und ließen sich an dem einfachen Feldzugsplan genügen: dort steht der Feind, den schlagen wir. Sie überschritten eigenmächtig den Rhein, marschierten mitten durch die französischen Festungen und rissen das ängstliche, zögernde, vor lauter Ueberklugheit hin und her taumelnde Hauptheer mit sich fort, bis sie, immer gleich tapfer und unerschrocken, als die ersten die feindliche Hauptstadt erstürmten. Sie wählten das stolze Geseß der Initiative, das im Kriege immer den Sieg verbürgt; mit dem sicheren Instinkt unterdrückter Massen ließen sie die neunmal Weissen schwagen und rangen den Feind nieder, wie er allein niedergerungen werden konnte: Brust an Brust und Stirn an Stirn.

Diese geschichtliche Erinnerung — wie sollte sie heute nicht in uns wach werden, die wir auch am rechten Ufer des Rheins stehen, gegenüber einem Gürtel von Festungen, mit denen der Feind im vergangenen Jahre seine Grenze stärker gestärkt hat, als je zuvor. Sollen wir auch unsere Heere von hinten herum auf irgend eine unsichtbare Hochebene schicken, von der nur pedantische Phantasten — die gefährlichste Sorte aller Kriegsstiele — sich einbilden können, daß sie das Feindesland beherrsche? Oder sollen wir, wie die preussischen Landwehren vor 100 Jahren, Kühn über den Strom setzen, mitten ins Lager des Feindes, wo er allein bis auf den Tod getroffen werden kann?

Wir rühmen uns unserer Erfolge und wahrlich — wir wären die entarteten Nachkommen glorreicher Vorfahren, wenn wir je des Blutes und des Schwelms vergäßen, womit diese Erfolge errungen worden sind. Aber ebensovienig würden wir im Sinne unserer Vorfahren handeln, wenn wir uns darüber täuschten, daß wir zwar viel erreicht haben, aber daß noch viel mehr erreicht werden muß, wenn wir unsere großen Ziele erreichen wollen. Das vergangene Jahr hat uns darüber mehr wie eine bittere Lehre erteilt. Wir haben eine beispiellose Verstärkung des Militärismus nicht hindern können, der frecher denn je seinen grinsenden Totenkopf erhebt, und aller nationalen Interessen darf eine Regierung spotten, die nichts hinter sich hat, als den wechselnden Willen eines einzelnen fehlbaren Mannes.

Die Schuld daran trägt die Feigheit der bürgerlichen Parteien, gewiß. Aber was haben wir mit alten Weibern zu tun, die auf weiten Umwegen einen Feind umschreiten, der es doch wahrlich nicht an aufpeitschenden Herausforderungen fehlen läßt. Die triebale Weisheit, daß sich mit Reden keine Massenbewegung erwecken lassen, trifft nirgends so zu, wie auf parlamentarische Reden. Es sind jetzt gerade 50 Jahre her, seit jeden Morgen ganz Deutschland vor Entzücken aufschau über die siegreichen Redeschlachten, die die bürgerliche Opposition dem braven Bismarck lieferte. Aber dann kam der Tag, wo die Kanonen von Königgrätz donnerten, und die ganze parlamentarische Herrlichkeit war versunken, wie ein Spul der Nacht beim ersten Hahnenschrei.

Ja, die Kanonen! „Was tun? Sie haben Kanonen“, jammerte ein Hohenzollernscher Kurfürst, als ihm der schwedische Eroberer auf den Leib rückte. „Was tun? Er hat Kanonen“, so jammern die bürgerlichen Freiheitshelden, wenn sie den Moloch des Militarismus am Barte zupfen sollen. Jedoch diese klägliche Vorsicht kann nimmermehr die Sache der Arbeiterklasse sein. Sie weiß, daß die raffinierte Mordkultur unserer Feinde die große Industrie das Wert ihrer Hände ist. Sie weiß endlich — und wenn sie es noch nicht weiß, so muß es ihr Tag für Tag gesagt werden —, daß jede Klasse da unüberwindlich ist, wo ihre Arbeit unentbehrlich ist für das Leben der Gesellschaft.

Auch der proletarische Klassenkampf hat seine eigentümliche Dialektik. Jeder Schritt vorwärts, der in mühsamen Kämpfen errungen werden muß, spornt zu neuen Kämpfen an, aber er mahnt auch, den schwer errungenen Besitz nicht zu gefährden. So kann gerade der Sieg zum Hemmnis neuer Siege werden. Und doch wäre die Hoffnung, daß sich die Arbeiterklasse auf dem Boden der

kapitalistischen Gesellschaft je ein erträgliches Los bereiten könne, eine verhängnisvolle Einbildung. Sie mag für einzelne Existenzen des Proletariats zutreffen, aber auch für sie nur um den Preis, daß seine Masse umso schwerer unter dem sozialen Elend zu Grabe taucht. Kein fürchterlicherer Zeuge für diese fürchterliche Wahrheit, als die Arbeitslosigkeit, die eben die Reihen der Arbeiterklasse verheert, und ihr mit eherner Gewalt das Dichterwort einprägt, daß ihr das Leben nur gewonnen werden kann, indem sie immer von neuem ihr Leben einsetzt.

Eine Gesellschaft, die Hunderttausende umkommen läßt, um Tausende zu bereichern; ist faul bis ins innerste Mark. Sie kann nicht geheilt, sie muß zertrümmert werden. Und die Bahn des Sieges wird um so schneller durchlaufen werden, je bewußter sich die Massen des Proletariats der einfachen Prinzipien ihres Empfindungstampfes werden.

Von dem jungen Jahre, das dem Schoße der Zeiten entstieg, ist, hoffen und wünschen wir nichts Besseres, als daß es für die Arbeiterklasse alle Nebel zerstreue, die noch über den unversieglischen Quellen ihrer Kraft schweben mögen. Franz Mehring.

800 000 organisierte katholische Sozialdemokraten.

In Köln hatten am 18. Dezember die Präsidien der katholischen Arbeiter- und Knappvereine ihre Generalversammlung. Erzbischof von Hartmann besuchte seine Getreuen und richtete eine Ansprache an sie, in der folgende Sätze enthalten waren:

Ein bestimmtes Gebiet der kirchlichen Anschauungen hat der Heilige Vater berührt in der Encyclica Singulari quadam. Er hat dort die Vereinigungen für wirtschaftliche Hebung des Arbeiterstandes auf konfessioneller Grundlage bevorzugt. Man, im Westen Deutschlands sind einmal die Arbeiter interkonfessionell organisiert, und wir würden die größte Bewunderung empfinden, wenn wir gegen diesen tatsächlichen Bestand angingen. Darum hat der Heilige Vater ausdrücklich gestattet, daß die katholischen Arbeiter diesen interkonfessionellen Vereinigungen beitreten können, und gegenüber der Tatsache, daß 800 000 katholische Arbeiter den sozialdemokratischen Organisationen angehören, haben wir die Pflicht, unter unseren Verhältnissen die christlichen Gewerkschaften zu fördern und zu pflegen.

Stürmischen, anhaltenden Beifall verzeichnet die Zentrumsprelle hinter diesen Worten ihres geistlichen Oberhirten. Wenn man auch nicht viel auf die Beifallsstürme solcher Höflichkeit geben darf, wie die Katholikentage lehren, so ist an dieser Stelle die Zustimmung der Präsidien jedenfalls aus dem Herzen gekommen. Denn der Herr Erzbischof galt bisher als ein heimlicher Freund der Berliner Richtung, die von den interkonfessionellen Christengewerkschaften nicht wissen will. Mit seiner Rede hat sich der Erzbischof aber ganz auf den Boden der Kölner Richtung gestellt, der auch die versammelten Präsidien angehörten, weshalb deren Jubel in diesem Punkte zu begreifen ist. Etwas anderes ist es mit der Feststellung des Erzbischofs, daß 800 000 katholische Arbeiter den sozialdemokratischen Organisationen angehören. Damit können wohl nur die freien Gewerkschaften gemeint sein. Unseres Wissens ist zwar eine Zählung der Gewerkschaftler nach der Konfession noch nicht vorgenommen worden, weil dies gar nicht zu den Aufgaben der Gewerkschaften gehört. Da Herr von Hartmann aber so bestimmte Angaben gemacht hat, wird es mit der Zahl wohl seine Richtigkeit haben. Vielleicht verfügt die katholische Kirche über einen so guten Lieberwachtungsdiener, daß sie von jedem ihrer Angehörigen weiß, welcher Organisation er angehört.

Mag es sein, wie es will — die Angabe des Kölner Kirchenfürsten über die Zahl der roten Katholiken wird kaum zu widerlegen sein. Und eben darum muß der stürmische Beifall zu bewundern, der ihm dafür von den Präsidien der katholischen Arbeitervereine gesendet wurde. Haben denn die guten Leute nicht gemerkt, daß das Eingeständnis ihres Hirten die glatte Bankrott-erklärung der christlich-katholischen Arbeiterpolitik ist? Wenn von den 2 1/2 Millionen Mitgliedern der freien Gewerkschaften 800 000 Katholiken sind, so ist das ungefähr derselbe Prozentsatz, den die Katholiken im deutschen Volke überhaupt einnehmen. Damit erweist es sich als ettel Humbug, wenn sich das Zentrum mit seiner Organisation als der feste Damm gegen die rote Flut aufspielt. Das Klassenbewußtsein der katholischen Arbeiter hat sich nach den Worten des Kölner Bischofs stärker gezeigt, als die Absicht der schwarzen Arbeiterzerstörer. Da mühen sich seit des seligen Kettlers Zeiten Bischöfe und Deganten, Priester und Laien ohne Zahl, um die katholischen Arbeiter vor dem sozialdemokratischen Gifte zu behüten. Nichts hats genügt! Es sind viel mehr Katholiken zur roten Fahne eingeschwenkt, als die schwarzen Agitatoren für ihre christlichen Vereine werben konnten. Und wenn von jetzt ab auch der Erzbischof von Hartmann den christlichen Gewerkschaften die Schelle voranträgt, so wird diesen das wenig nützen. Denn noch eifriger als sein Vorgänger Fischer wird er sie kaum schwingen können.

So betrübend der Ausblick in die Zukunft für die Zentrumsleute sein mag — der Sozialdemokratie und den freien Gewerkschaften erscheint er um so erfreulicher. Denn ihnen wird der Auspruch des Kölner Erzbischofs ein Ansporn sein zur heiligen Agitation unter den katholischen Unorganisierten. Sie sind zu gewinnen und können um so leichter gewonnen werden, je offener die Zentrumschriften gegen die Arbeiterpolitik der Sozialdemokratie ankämpfen. Die alten Mäcker der schwarzen Volksverführer ziehen heute nicht mehr recht, und nach der bischöflichen Rede wird das fromme Grufeln vor den Könen wohl noch mehr schwinden. So mancher katholische Arbeiter wird sich jetzt sagen: „Wenn 800 000 Katholiken schon

den freien Verbänden und der Sozialdemokratie angehören, ohne ihr Seelenheil zu gefährden, so kann ich es auch. Denn wenn schon einmal die Gewerkschaften den Zweck haben, die Arbeiter gegen die Unternehmern zu schützen, dann können das die freien Gewerkschaften mit ihren 2 1/2 Millionen Mitgliedern gewiß besser, als das Häuflein der christlichen Gewerkschaften.

Wesentlich kann uns der Kölner Erzbischof recht bald von einer Million katholischer Sozialdemokraten berichten.

Politische Übersicht.

Der Vollzeilmord in Moabit.

Vor dem 1. Senat des Oberverwaltungsgerichts Berlin gelangte am Montag der Fall Herrmann zur Verhandlung. Bekanntlich ist der Arbeiter Robert Herrmann am 27. September 1910 bei Gelegenheit des Moabiter Krawalls von zwei uniformierten Schulleuten hinterläßt in der Wielestraße ohne jede Veranlassung durch Säbelhiebe derartig verletzt worden, daß man ihn nach dem Moabiter Krankenhaus schaffen mußte. Dort ist Herrmann am 3. Oktober 1910 gestorben. Die Gerichtsärzte, Geheimrat Redigmalat Professor Dr. Straßmann und Privatdozent Dr. Strauß, haben begutachtet, die Verletzungen sind dem Herrmann wahrscheinlich durch Säbelhiebe beigebracht worden, er ist infolge einer Gehirnhautentzündung, die durch die Säbelhiebe entstanden ist, gestorben. Bereits in der Verhandlung im November und Dezember 1910 vor der 3. Strafkammer des Landgerichts 1 Berlin befanden die Jordanischen Eheleute, die den Vorgang von ihrem Fenster aus beobachtet hatten, daß die Wielestraße zur Zeit, als Herrmann, ein Mann von 58 Jahren, seinen 15-jährigen Sohn suchen ging, damit ihm nichts geschehe, menschenleer war, mithin keinerlei Veranlassung vorlag, gegen den Mann irgendwie vorzugehen. Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Vieber, bemerkte in der Urteilsbegründung des Moabiter Krawallprozesses: Die Schulleute, die den Arbeiter Herrmann niedergeschlagen haben, haben sich nicht in rechtmäßiger Ausübung ihres Amtes befunden; sie haben ihre Amtsbefugnisse weit überschritten und hatten nicht das geringste Recht, in dieser Weise vorzugehen. — Der Vorsitzende des Schwurgerichts am Landgericht 1 Berlin, vor dem ebenfalls aus Anlaß des Moabiter Krawalls die Verhandlung stattfand, Landgerichtsdirektor Unger, bemerkte in der Urteilsbegründung: Das Vorgehen der Schulleute gegen den Arbeiter Herrmann ist derartig brutal, daß, wenn man sich dagegen mit einem wohlgezielten Revolvererschuß gewehrt hätte, dies nur als Notwehr hätte angesehen werden können.

Die Witwe Herrmann hat nun durch den Rechtsanwalt Dr. Kurt Rosenfeld den preussischen Fiskus verklagt, ihr auf Grund des Bürgerlichen Gesetzbuches eine lebenslängliche Rente von wöchentlich 30 Mark zu geben. Die 38. Zivilkammer des Landgerichts 1 Berlin ist dem Klageantrage beigetreten; der Fiskus hat jedoch gegen das Urteil Berufung eingelegt. Dr. Rosenfeld hat erzielt, daß der Witwe Herrmann eine einstweilige wöchentliche Rente von 10 Mark gezahlt wurde. — Noch ehe das Kammergericht über die Angelegenheit entschieden hat, hat der Polizeipräsident von Jagow den Kompetenzkonflikt gegen das Urteil der Zivilkammer des Landgerichts 1 erhoben, mit der Begründung: Durch das Strafkammer-Erkenntnis in dem Moabiter Krawallprozeß und durch die Rechtsbelehrung des Schwurgerichts-Vorsitzenden seien die Zeugen nicht unbeschlagen gewesen. Er bestreite, daß die Wielestraße zur Zeit menschenleer war und daß die Schulleute sich in

unrechtmäßiger Ausübung ihres Amtes befunden hätten, endlich, durch den Tod des Herrmann durch die von Säbelhieben herrührende Verletzung erfolgt sei. Er machte ferner geltend, daß Herrmann bereits einmal wegen Diebstahls bestraft sei, mithin als ein zu Ermahnung fähiger Mensch angesehen werden müsse. — Aus diesem Anlaß hatte sich am Montag der 1. Senat des Oberverwaltungsgerichts mit der Angelegenheit zu beschäftigen.

Rechtsanwalt Dr. Kurt Rosenfeld ging den Argumenten des Polizeipräsidenten scharf zu Leibe und hob hervor, daß der Polizeipräsident anscheinend wie im Fall des Leutnants von Fortner auch hier der Meinung sei, daß ein Akt der Staatshoheit vorliege, wenn Schulleute einen harmlosen Passanten mit ihren Säbeln einfach niederschlagen. Er hat, die Klage des Polizeipräsidenten zurückgewiesen. Der Vorsitzende des Gerichts verkündete, daß die Entscheidung den Parteien schriftlich mitgeteilt werde. — Zu dem Vorwurf des Diebstahls, den der Polizeipräsident gegen den gestörrten Herrmann ins Feld führt, sei zur Aufklärung bemerkt: Herrmann ist vor mehreren Jahren wegen Entwendung eines Brettes zu einem Tage Gefängnis verurteilt worden. Der Vorsitzende des Gerichts hat dem Angeklagten aber sofort die Verflüchtigung gegeben, daß es sogleich Veranlassung nehmen wolle, Begnadigung zu erwirken. Es ist daher unverständlich, wie der Polizeipräsident sagen konnte, Herrmann sei ein Mann gewesen, der „zu Verwahrlosungen neigt“. Herrmann hat sich außerdem niemals etwas zuschulden kommen lassen.

Deutschland.

Was ist Wahlstimmenkauf?

Das Reichsgericht hat kürzlich die Frage entschieden, ob Kauf von Wahlstimmen auch dann vorliegen könne, wenn die Personen, die dabei in Frage kommen, sich der Stimmabgabe enthalten haben. Es kommt dabei der Paragraph 109 des Strafgesetzbuches in Betracht, der denjenigen mit Gefängnis bestraft, der „in einer öffentlichen Angelegenheit eine Wahlstimme kauft oder verkauft“. Zwei Brüder hatten gegen Rückgabe eines Schuldscheins sich bei den Gemeindevorständen ihrer Stimme enthalten. Es war nun die Frage streitig, ob eine solche Stimmhaltung vom Gesetz unter den Begriff des Stimmkaufs oder Verkaufes mit umfaßt würde. In der bisherigen Rechtsprechung des Reichsgerichts war ein derartiger Fall noch nicht zur Aburteilung gelangt, und überhaupt bestanden über diesen Punkt unter den Kommentatoren des Strafgesetzbuches sehr starke Meinungsverschiedenheiten. Darüber war man sich vollkommen einig, daß als öffentliche Angelegenheit im Sinne des Paragraphen 109 nicht nur staatsbürgerliche Wahlen, sondern auch Gemeindevorstände anzusehen seien. Vollkommene Unklarheit herrschte über die Frage, ob ein strafbarer Kauf oder Verkauf einer Wahlstimme nur dann vorliege, wenn der Gekaufte sein Wahlrecht in der vom Käufer gewünschten Richtung überhaupt betätigt hat, oder ob es zur Anwendbarkeit des Paragraphen 109 schon genüge, wenn der Gekaufte sich lediglich zur Stimmhaltung verpflichtet hat. In der Wissenschaft verneint beispielsweise Olshausen den letzteren Fall. Die weitläufige überwiegende Meinung spricht sich aber für die Einbeziehung des Falles der Stimmhaltung in den Paragraphen 109 aus, und zu dieser Ansicht hat sich nunmehr auch die Praxis der Gerichte, voran die des Reichsgerichts, bekant. Es betont in dieser wichtigen Frage, daß selbstverständlich die Worte „kauft oder verkauft“ im Paragraphen 109 nicht in engem juristischlichen Sinne auszulegen seien, da dies sonst dem Geiste und dem

Zweck der Vorschrift zumiderlaufen würde. Paragraph 109 des Strafgesetzbuches will doch vor allem die Freiheit des Wählers garantieren, und daß es in lauterer, rechtlich einwandfreier Weise erfolgt. Es kommt eben nach Ansicht des Reichsgerichts lediglich darauf an, ob in irgendeiner Weise die Freiheit des Wählers durch Versprechen und Gewähren materieller Vorteile beeinträchtigt worden ist, und dies ist bei einer gekauften Stimmhaltung unzweifelhaft der Fall. Man kann also auch Stimmen kaufen, die bei der Wahl nicht abgegeben werden, und dies wird von nun an nach der Praxis des Reichsgerichts genau so bestraft werden müssen, wie ein wirklicher Stimmkauf.

Die Bekämpfung der Unzufriedenheit in der Marine.

Seit fünfundsiebenzig Jahren besteht in Wilhelmshaven ein Verein ehemaliger Deckoffiziere. Anfangs als eine Vergnügungs- und Geselligkeitsvereinigung gedacht, hat er sich in den letzten Jahren einer ernsteren Aufgabe zugewendet: der Vertretung der Interessen der aktiven Deckoffiziere. Die aktiven Deckoffiziere suchen seit langer Zeit eine Verbesserung ihrer Lage zu erreichen, besonders eine größere Bewegungsfreiheit dem Offizierskorps gegenüber. Hier jedoch sind sie ständig auf einen unüberwindlichen Widerstand beim Reichsmarineamt und den sonst dafür in Betracht kommenden Stellen gestoßen. Als alle Bitten nichts fruchteten, gingen die Deckoffiziere einen Schritt weiter; sie griffen zu Eingaben an das Reichsmarineamt und traten auch in Verbindung mit Reichstagsabgeordneten. Das geschah durch den Verein ehemaliger Deckoffiziere, aber auch eine Anzahl aktiver Deckoffiziere angehörten. Das schien aber den Vorgesetzten sehr bedenklich; man denke nur: Verbindungen mit Volksovertretern! Der Verein wurde einer scharfen Beobachtung unterzogen. Auf die Teilnehmer an den Versammlungen hatte man ein wachsames Auge. Kurz vor Weihnachten erschien in einer Versammlung des Vereins der Inspektor der 2. Marineinspektion Kapitän zur See Alberts in dem Lokale und bat den Vorstand heraus, von dem er eine Liste sämtlicher in Uniform der Versammlung bewohnenden aktiven Deckoffiziere verlangte. Der Vorstand teilte dem Inspektor am Tage darauf mit, daß sämtliche an der Versammlung teilnehmenden aktiven Deckoffiziere in Zivil gewesen seien, die Uniform habe keiner getragen. Namen wurden nicht genannt.

Nun schritt das Stationskommando ein. Stationschef Admiral von Heeringen, ein Bruder des früheren Kriegsministers, befahl, daß die Deckoffiziere bis zum andern Tage mittags zu melden hätten, daß sie aus dem Verein ehemaliger Deckoffiziere ausgetreten oder nie Mitglied gewesen seien. Im Weigerungsfalle wurde strenge Bestrafung und Dienstentlassung angedroht. Angebetet wurde, daß die Maßregel gegen den Verein auf dessen äußerliche und militärische Tätigkeit hin erfolgt sei. Der Befehl Heeringens wurde befolgt und rein äußerlich mag auf diese Weise die Unzufriedenheit der Deckoffiziere unsichtbar werden, verschwinden aber wird sie dadurch nicht. Die Deckoffiziere sind keine Rekruten mehr, sondern ältere erfahrene Leute, die über solch Regiment nachdenken und daraus Schlüsse ziehen werden, die zweifellos gefährlicher sind für das heutige System in der Marine, als die Bestrebungen des von der Marinebehörde bekämpften Vereins.

Das Schreckensurteil von Billingen.

Eine Sonntags-Schlägerei war es, die dem Musketeur Vertsch von der 12. Kompagnie des Infanterie-Regiments

Der Baldamus und seine Streiche.

Von Oskar Wöhric.

Am Abend wollte ich nicht mehr ins Wirtshaus, mich ein zweites Mal von den Banzen martern zu lassen, war nicht mein Sinn. Ich ging meine eigenen Wege. Bei der Kirche St. Madeline, an der etwas ausgebeßert wurde, war ein hohes Gerüst; ich kletterte hinauf und schielte oben auf einem Säulengestirn. Bevor die Maurer antraten, war ich wieder munter. Ich freute mich; heute war ja Freitag und der Hilfsverein offen. Ich ging hin und wartete geduldig, bis aufgemacht wurde. Immer neue Kunden kamen. Es war erstaunlich, wie viel verlassene Deutsche hier herumkamen. Aber auch keine Kerle kamen, die anständig gekleidet waren. Auch meine zwei lieben Wiener Bäder sah ich, mit gemischten Gefühlen zwar; doch sie taten, als wüßten sie von nichts. Endlich war Bürotzeit, ein Diener forderte jedem die Papiere ab. Ich hatte nichts bei mir, als den Geburtschein und war darum der letzte, der hinein kam. Drei Herren saßen an einem Tisch. Während der eine mit mir plauderte, machten sich die anderen Notizen. Ich erzählte, wie ich daran war, tat nichts hinzu, nahm nichts hinzu. Doch sagten sie, es tue ihnen leid, mir nicht helfen zu können; mein Ausweis sei nicht vollständig. Ich mußte einen Heimatschein beschaffen, sonst ließe sich nichts für mich tun. Nicht einen Ton wußte ich dagegen zu reden, so aufgeregt war ich vor Zorn und Enttäuschung. Wortlos nahm ich meine Klappe und ging. Wohin wußte ich nicht. Ich war so müde. Nur fort, fort! fort von den Menschen, fort von dieser Welt. Ich dachte mancherlei, ob das wohl ein kurzer Tod sei, sich vor die Treibbahn zu werfen; oder ob das Wasser schneller helfe. Lange stand ich auf einer Seilbrücke und schaute hinunter, wies glückliche. Dann legte ich mich in den Anlagen auf eine Bank. Ein alter Herr war mein Nachbar, der betrachtete mich von links und von rechts und redete mich an. Erst französisch, nachher deutsch. Ich sollte Vertrauen und schüme ihm mein ganzes Herz aus. Er nahm mich in seine Wohnung mit. Dort konnte ich die Dinge abstellen. Seine Frau brachte Essen. Der Herr hieß Thiel; er erzählte mir, daß er früher sehr vermöglicher gewesen sei. Aber dann sei seine Spekulationen daneben geschlagen und er habe nur ein kleines Kapital retten können, von dessen Zinsen er jetzt lebe. In größeren Hotels sammelte er Musikschalen, wußte und spielte sie und veranstaltete sie zu Aktenabenden. Bei diesen Akten half ich ihm, er gab mir alles ab, und schickte mir für den Tag 1,50 Francs. Über konnte ich bei ihm am wenigsten fürs Schließen aber mußte ich überleben. Meist ging ich in das Lokal der Heilsarmee in der rue de Oberdall. Weil ich sah, daß sich die anderen nach und nach begaben, so besuchte ich in bekommen, tat ichs aus. Als ich mich am Morgen anschauen wollte, war mein Hemd weg. Ich kletterte den Berg bis oben zu, so daß man nichts merken konnte. Der Thiel ging mit mir in einem Hotel, der richtete mich ordentlich her. Dann wußte ich die Geise holen und einem Bekannten des Herrn Thiel, einem Kammerdiener, vorzulegen. Dieser ergatterte mich. Jede Nacht von 10 bis 2 Uhr sollte ich in seinem Zimmer schlafen; er zahlte für jedesmal vier Franken. Davon konnte ich bequem leben.

Weil meine Kleider abgebraucht waren, ging Thiel mit mir zu einem seiner früheren Angehörigen, der jetzt Leiter einer großen Firma war. Dieser brachte er um abwechselte Sachen. Der Herr behielt mich auf den nächsten Tag in seine Wohnung. Als ich kam, hatte er noch etwas gebrüht und trug mir auf, eine Stunde früher vorzutreten. Ich schloß, ein junges Mädchen ließ mich einreden, wahrscheinlich würde es schon, was ich wollte. Ich zog die Augenbrauen nicht wenig hoch; eine solch vornehme Entschädigung hatte ich noch nie gesehen. Statt der Türen hingen überall kleine Teppiche, die Möbel glänzten, daß es nur so eine Pracht war. Als Madame selber kam, war ich sehr verblüfft und traute kaum noch

zu schmaufen, so schön und geschmeidig war sie. Alle Kasten und Kommoden schloß sie auf und suchte passende Sachen für mich heraus. Zuerst einen Stoff Wäsche, weiß wie der Schnee. Diese sollte ich anprobieren. Ich wollte den Kittel nicht ausziehen; ich war ja ohne Hemd, schämte mich aber, das zu sagen. Madame brachte es doch aus mir heraus und machte ein ganz mildeßiges Gesicht. Der Rad, den ich mitbekam, war so groß, daß ich ihn kaum tragen konnte. Ich bedanke mich recht schön. Sie gab mir die Hand und sagte: „Wenn ich jetzt in Not und Glend wäre, würden Sie auch lieb und gut zu mir sein?“ Ich war erschrocken, wie ernsthaft sie das sprach. Mich selber würgte es nicht sehr im Hals, als ich „ja, ja“ zur Antwort gab. Sie lehnte sich in der Tür rasch um und erwiderte: „Ich glaube Ihnen!“ Name und Wohnort dieser Frau habe ich gewußt; aber später bei meinem unruhigen Leben schnell vergessen. Doch in stillen Stunden muß ich oft an sie denken, erst da ist mir ihre Rede recht klar geworden. Sie war nicht die Frau jenes Mannes, sondern seine Geliebte. Hat er sie später im Glend gelassen, und gehört sie jetzt zu den vielen, vielen, den Namenlosen, den Ausgestoßenen? Oder ist das Leben barmherzig gewesen und hat sie im Glück herden lassen? Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich: sie war ein Mensch, mit einem guten, überquellenden Lebensherzen. Mag die Welt sie im versteinerten Hure heißen, oder offen Maitresse, mit niemand die Meinung, die ich von ihr habe.

Mit den heißen Kleidern konnte ich mich überall zeigen. In meiner freien Zeit half ich Thiel bei seinen Musikarbeiten. Nachts rief ich vier Stunden lang Tanzmusik herunter und ging dann schlafen, bald hierhin, bald dorthin. Oftmals wurde ich von Frauenpersönlichkeiten angesprochen. Die meisten waren alt, edlig, häßlich, verschämmt und hingen sich an mich, wie die Kleiten. Ich konnte zu keiner grob sein. Die armen Menschen dauerten mich. Wenn ich übriges Geld begeh, gab ichs gern her. Aber manchmal hatte ich selber keine; dann wußte ich kein anderes Mittel, als zu sagen, ich sei krank. Das half.

Auch den Einkauf sah ich mir an. Die vielen Denkmäler auf der Place de la Concorde und den Siegesbogen. Mit der Untergrundbahn war ich schnell an jedem Ort. Auch sonst sah ich viele Merkwürdigkeiten. So gab es an den lebtesten Straßen Hallen, in denen ein Phonograph den ganzen Tag das selbe Lied spielte. Viele Leute standen umher, kauften sich das Lied gedruckt und sangen es so lange mit, bis sie die Melodie auswendig konnten. Auch ich blieb sters stehen und brumpte mit großer Freude mit. Das Leben gefiel mir auf diese Art ganz gut. Aber bald verlor ich meinen schönen Platz. Und das ging so. An einem Abend hieß ich dem Kapellmeister, als er gegen mich frech und unantwändig wurde, eine herunter, die nicht von schlechten Eltern war. Am anderen Morgen schickte er mir eine Karte, man wünsche meine Dienste nicht mehr in Anspruch zu nehmen. Auch Herr Thiel wurde merklich untrüblich gegen mich. Ich sah, daß ich nur geduldet sei und ging nicht mehr hin.

Für mich begannen schlimme Zeiten. Die paar Centimes, waren bald aufgebraucht. Ein junger Menschenmagen ist schlimmer als ein Tier, läßt sich nicht mit Worten vertrieben, sondern will Wirklichkeiten. Es kam soweit, daß ich die Geige verkaufen mußte. Was ich dafür hätte, hielt auch nicht lange vor, bald mußte ich nach neuen Quill n ausschauen. Sie und da fand ich Gelegenheitsarbeit, und war herzlich froh darüber. Hatte ich Geld, so übernachtete ich in der Heilsarmee oder in den caves à quatre sous. Diese lagen in der rue du Faubourg St. Denis. Das Übernachten kostete hier lediglich Pfennige. Dafür wurde noch eine Suppe zugegeben, die ein Mittelweg zwischen Sautrante und Seiwasser war. Schlafen konnte man auf Tischen und Bänken. War kein Platz mehr, mußte man mit dem Fußboden vorlieb nehmen. Hier verkehrte das größte Gefindel. Gleich in der ersten Nacht wurden mir die Hosenträger vom Leibe weggestohlen. Hätte ich meine Hänge nicht vorförmlich in die Hosenträger gesteckt gehabt, wäre sie

sicherlich auch verschwunden. Es kam oft vor, daß Händel ausbrachen und die Polizei einschreiten mußte.

In der Heilsarmee ging es menschlicher zu. Hier waren wenigstens die Betten sauber. Auch da wurde viel gestohlen und die Banzen ließen einem keinen Augenblick Ruhe. Was hier verkehrte, galt in den Augen der Kellerkläufer als Kapitalist. Der Eintritt betrug 50 Centimes, für manchen eine unerwünschte Summe.

In der Heilsarmee lernte ich einen Klosterver Advokatensohn kennen, der seinem Vater mit einigen hundert Mark durchgebrannt war und das Geld mit einer Weibsperson verknipft hatte. Er schlug sich vor, mit ihm zusammen nach der Riviera zu walzen. Paris gefiel mir längst nicht mehr und ich sagte zu. Wir kamen bis nach Melun. Aber wie sich bald zeigte, der gute Klosterver war kein besonderes Fechtgenie. Und da dies auch meine schwache Seite war, mußten wir beide Kohldampf schieben. Zudem verhasste uns ein Geheimpolizist, der uns für Anarchisten hielt. Drei Stunden lang wurden wir von Pontius zu Pilatus geschleppt und dann erst freigelassen. Wir hatten die Nase voll und tuppelten nach Paris zurück. Ein Elässer, der in der Nähe eine Sauerkrautfabrik verwaltete, beehrte uns über Nacht. Zum Dank dafür stahl ihm der Klosterver die besten Schuhe. Als ich ihm vorhielt, er sei ein Schuft, sagte er ruhig: „Nur die bringens zu etwas.“

In Paris hatte er einen guten Einfall. Er gab sich als stellenloser Kellner aus und bekam auf diese Weise in Cafés und Restaurationen ziemlich viel zusammen, dadurch wurde er frecher und unternehmender. Zu seiner Ehre muß ich sagen, daß er manches mit mir teilte. Schließlich beschloßen wir nochmals, nach Nizza zu gehen; doch gingen wir diesmal schlauer an. Auf dem Bahnhof der Linie Paris-Lyon-Méditerranée kauften wir uns zwei Bahnsteigbilletts zu je zehn Centimes. Mit diesen passierten wir die Sperre und stiegen in den Schnellzug, der abends um acht Uhr nach Marseille fährt. Der Zug stand noch in der Station, da kam schon ein Kontrollor und sah die Biletts nach. Der Klosterver war nicht verlegen, sondern fragte ihn ganz ungeniert nach dem Abort. Der Beamte gab Auskunft und ich benutzte die Gelegenheit, an den besagten Ort zu verschwinden und mich einzuschließen. Kaum war ich drin, klopfte der Klosterver und ich öffnete ihm. Erst nach einer Stunde gingen wir in ein Coupé und machten es uns bequem. Hier lernten wir auch einen Oberkellner kennen, der nach der Riviera fuhr. Der Klosterver pumpte ihn an. Es zog, er schwitzte zwei Franken. Gegen Tag fuhr der Zug im Lhoner Bahnhof ein, wo er eine halbe Stunde Aufenthalt hatte.

Die meisten Reisenden stiegen aus und tranken an einem Stand Kaffee und aßen Brötchen. Je länger wir zufahren, desto stärker wurde unser Appetit. Bald stonden wir auch dort und ließen es uns schmecken. Der Klosterver schanzte mir noch einige Brötchen zu und sagte, ich solle wieder ins Coupé und unsere Plätze belegen, derweil wolle er bezahlen. Wer aber nicht bezahlte und sich auf höchst raffinierte Weise drückte, war er. Wir fuhren weiter. Auf offener Strecke hielt der Zug, irgend etwas war nicht in Ordnung. Bis alles ausgebeßert war, gabs zwei Stunden Verspätung. Gegen elf Uhr stiegen wir in Marseille aus. Doch wie hinauskommen? Ueberall standen an den Perronausgängen Beamte, denen man die Biletts abgeben mußte. Auch hier wußte der Klosterver Rat. Er ging mit mir zur Gepäckstelle und fragte ganz lässig und geschäftsmäßig, ob seine Koffer schon angekommen seien. Natürlich fand der Lademeister nichts, so viel er auch suchte. „Na,“ sagte der Klosterver, „dann komme ich halt später wieder“ und gab dem Mann 50 Centimes Trinkgeld. Der dankte vielmals. Wir zwei aber gingen zur anderen Tür hinaus und standen im Freien. Zwar hatten wir schwer Schiß gehabt, doch als alles so gut abließ, mußten wir überlaut lachen. Wir bummelten umher und tranken hie und da einen Schoppen.

(Fortsetzung folgt.)

Entdeckungsmöglichkeiten am Nordpol.

Im vergangenen Spätsommer hat der russische Kapitän Wilkiski im Polarmeer vor der Nordküste Sibiriens eine ganz unerwartete und wichtige geographische Entdeckung gemacht: er hat eine von Kap Tscheljuskin fast 400 Kilometer nordnordwestlich streichende Küste, die des Kaisers-Nikolaus-Landes, aufgefunden und verfolgt, die niemand dort im entferntesten hat vermuten können. Ob es wirklich ein einheitliches Polarland ist, das dann möglicherweise den Umfang Islands erreichen könnte, oder ob man eine neue große polare Inselgruppe vor sich hat, ist noch unbekannt; aber die mit Sicherheit zu erwartenden weiteren russischen Expeditionen werden das vermutlich mit Hilfe von Schlittenfahrten schon in nächster Zeit feststellen.

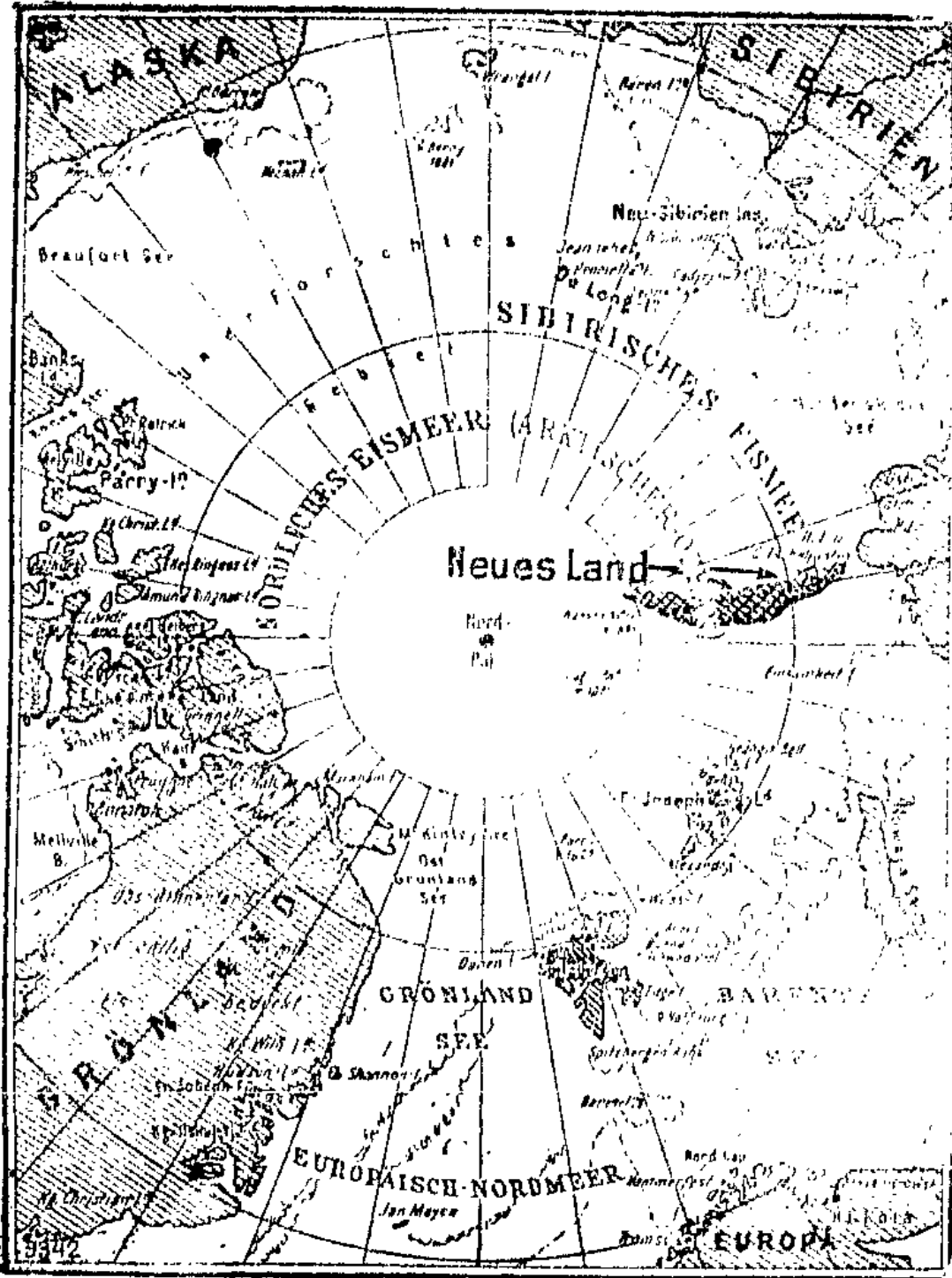
Land hat also niemand dort vermutet. Es gab überhaupt eine Zeit, da die Geographen und Polarforscher es für ziemlich ausgeschlossen hielten, daß es im Nordpolarmeer noch Länder von nennenswerter Ausdehnung geben könnte, die sich unserer Kenntnis entzögen. Diese Annahme oder Ueberzeugung war die Folge der großen Treibfahrt Nansens von 1893-96. Nansen hatte damals im Norden der alten Welt überall ein tiefes Meer gefunden, so tief, daß es ihm mit seinen noch unvollkommenen Votmaschinen nicht überall möglich gewesen war, den Meeresgrund zu erreichen. Landmassen aber, oder auch kleinere Inseln, so nahm man an, könnten sich nicht, wie etwa eine Dolomitenwand, unvermittelt herausheben, sondern entsprängen auf breiter, aus weiter Entfernung allmählich ansteigender Grundfläche, auf sogenannten kontinentalen Sockeln. Solchen war aber Nansen nicht auf die Spur gekommen. So glaubte der große Forscher auch mit Bestimmtheit voraussagen zu können, daß der damals noch unbezogene Nordpol inmitten eines tiefen Meeres läge und durch kein Land bezeichnet würde.

Seitdem hat Peary den Nordpol erreicht, und was er ermittelt, bestätigt Nansens Voraussage durchaus. Peary hat am Nordpol auch eine Lotung vorgenommen und bei 2750 Meter — dann verlor er die Leine — keinen Grund gefunden. Mithin stand Nansens Theorie fester da denn je. Und nun erfährt man von Wilkiskis Entdeckung. Nur wenig nördlich von seinem fernsten Punkt an der Küste des Nikolaus-Landes war Nansen vom November 1894 bis März 1895 mit der Fram im Eise getrieben, und Nansen hatte dabei nicht nur keine Spur nahen Landes entdeckt, sondern sogar Tiefen von 3350 bis 3450 Meter, die auf weite Strecken die Nähe von Land ausgedehnten erkennen ließen. Daher die Ueberraschung, die Wilkiskis Entdeckung ausgelöst hat.

Unter diesen Umständen wird man annehmen dürfen, daß das Becken des Nordpolarmees, das Amundsen jetzt aufs neue durchqueren will, für uns noch manche ähnliche Ueberraschung in Bereitschaft hält. „Neues Land“ ist es nun einmal, das die Polarforscher am meisten gereizt hat und noch reizt, und so wird noch oft nach solchem Land gesucht werden. Uebrigens hat Nansen, der als vorbildlicher Mann der Wissenschaft an vorgefaßten Meinungen durchaus nicht klebt, neuerdings eingeräumt, daß seine Theorie immerhin auch Ausnahmen vertragen. Es gibt Beispiele, daß gerade in der Nähe sehr tiefer Meeresstellen sich unvermittelt Landgebiete erheben, so aus dem sogenannten Sundagraben des Indischen Ozeans die Insel Java, und aus den tiefsten Stellen des Großen Ozeans die Philippinen. Warum sollten derartige Fälle nicht auch im Polarmeer vorkommen? Nansen selbst war vor sechs Jahren zugegeben geneigt, daß östlich vom Franz-Joseph-Land Inseln vorhanden sein könnten, also gerade dort, wo nun Wilkiski das große Nikolaus-Land entdeckt hat.

Wenn nun aber auch vor der Nordküste Sibiriens größere unbekannte Polarländer nicht vermutet werden, so doch für andere Gegenden des Polarmees. Vornehmlich hat zum erstenmal vor jetzt neun Jahren und später noch wiederholt R. A. Harris von der amerikanischen Küstenermessung auf Grund scharfsinniger Schlüsse aus den Gezeitenerscheinungen an der Nordküste Amerikas die Meinung verfochten, es müsse sich nördlich von der Behringstraße und von Alaska und westlich der arktischen Inseln Amerikas eine kontinentale Landmasse von 1 250 000 Quadratkilometer oder doch eine Gruppe eng beieinander liegender sehr großer Inseln finden und dem Nordpol nahekommen. Harris meint nämlich: Die Verhältnisse im Eismeer seien mit Bezug auf die gezeitenbildenden Kräfte derart, daß die halbtägigen Gezeiten nicht dort, sondern entweder im Atlantischen oder im Großen Ozean ihren Ursprung nehmen müßten. Aus dem Großen Ozean aber kämen sie nicht, dazu sei die Behringstraße zu schmal und zu leicht. Sie kämen also in der Hauptfache aus dem Atlantik und bewegten sich nordwärts durch das weite und tiefe Tor zwischen Norwegen und Grönland. Gäbe es nun im Arktischen Ozean kein anderes Land als das, das unsere Karten verzeichneten, so würde die atlantische Gezeitenwelle hinderlos über den Nordpol fließen und ziemlich rechtwinklig auf die Nordküste von Alaska stoßen. Tatsächlich aber sei das nicht der Fall; sie käme von Westen, fast parallel jener Küste, und das sei nur dadurch erklärlich, daß sie durch große Landmassen, einen dichten Archipel oder Untiefen westlich vom Boreyarchipel abgelenkt würde. In der geographischen Diskussion hierüber wurde außerdem die Vermutung geäußert, es begänne nördlich der ostsibirischen Küste, jenseits des Reifwegs der unglücklichen Jeanette-Expedition, eine Art Inselbrücke, die ostwärts nach dem erwähnten arktischen Archipel hinüberreiche und vielleicht den Weg darstelle, auf dem die amerikanischen Eskimovölker aus dem asiatischen Osten eingewandert sein könnten.

Es ist schon einmal der Versuch zur Lösung dieses von Harris aufgeworfenen Problems unternommen worden, nämlich im April 1907 durch den dänischen Polarforscher Mikkelsen, der kürzlich durch seine abenteuerlichen Schicksale in Ostgrönland allgemeiner bekannt geworden ist. Zu dem Zweck ging Mikkelsen damals mit Hundeschlitten von der Nordküste Alaskas über das Meer eis in genau nördlicher Richtung vor. Aber er kam infolge ungünstiger Eisverhältnisse nur bis 72 Grad nördlicher Breite, das heißt, in der Luftlinie nur etwa 170 Kilometer weit, und daß er da auf kein Land stieß, war freilich nicht weiter verwunderlich. Kurz vorher war aber durch Peary eine Nachricht gekommen, die durchaus der Annahme Harris entsprach. Peary glaubte nämlich 1906, als er an der Nordküste von Grönland nach Westen wanderte, in der Ferne, etwa unter 103 Grad nördlicher Länge und 83 Grad nördlicher Breite, ein neues gebirgiges Polarland zu sehen, von dessen Existenz



er überzeugt war, und das er Crockerland nannte. Also schien in der Tat weit außerhalb der arktischen polaren Landmassen ein anderes Polarland zu liegen. Coof sah allerdings später das Crockerland nicht; aber eine andere Beobachtung, die er weiter nördlich gemacht zu haben behauptet, scheint gleichfalls Harris Theorie zu stützen. Coof berichtet nämlich, dort an einer Stelle über Landeis, das heißt über das Eis einer offenbar nur ganz schwach über dem Meere emporragenden Landoberfläche: gefahren zu sein. Eine merkwürdige Einzelheit, aber gerade darum vielleicht ein Zeichen für Coofs Glaubwürdigkeit.

Augenblicklich sind nun zwei Expeditionen unterwegs, diesen interessanten Dingen auf den Grund zu gehen: eine amerikanische unter Pearys früherem Begleiter Mac Millan, die es auf das Crockerland und seine Nachbarschaft abgesehen hat, dabei vermutlich in die Lage kommen wird, auch Coofs Beobachtungen zu prüfen, und den gegenwärtigen Winter in Etah am Smithsund zubringt; und eine zweite kanadische unter Stefansson, einem früheren Gefährten Mikkelsens, der sein Augenmerk auf die hypothetischen Länder im Westen des Boreyarchipels gerichtet hat. Und noch ein drittes großes Unternehmen steht ja für den nächsten Sommer bevor, die neue Reise Amundsens, der zwar in erster Linie ozeanographische Forschungen im Nordpolarmeer vor hat, aber sicherlich nicht verkümmert wird, durch Schlitten- und Flugzeugaufstufungen zu beiden Seiten seiner Route nach unbekanntem Land Ausschau zu halten. Man wird hieraus ersehen, daß es am Nordpol noch keineswegs an lohnenden Entdeckungsmöglichkeiten fehlt, und von den nächsten Jahren wichtige geographische Aufschlüsse über eins der dunkelsten Gebiete der Erde erhoffen dürfen.

H. Singer.

Parlament und Sozialdemokratie.

Von Franz Mehring.

Der Reichstag ist wieder zusammengetreten, und für die nächsten Monate wird unsere innere Politik unter dem Zeichen der parlamentarischen Verhandlungen stehen.

Da wird denn auch die alte Frage nach ihrer Bedeutung und ihrem Wert für die Arbeiterklasse aufstachen. Diese Frage ist im Laufe der Jahrzehnte sehr verschiedentlich beantwortet worden. In den Anfängen der Partei manchmal in ganz wegwerfender Weise; in den Jahren des Sozialistengesetzes — und unter den damaligen Ausnahmeverhältnissen mit gutem Grunde — in sehr hoch gestimmtem Tone; in der letzten Zeit regt sich wieder mehr der Zweifel, der jedenfalls dadurch nicht erloscht wird, daß die Mehrheit mit erbahener Geistes in die anarchisierende Volkschlucht geschleudert werden.

Suchen wir uns über die Frage zu verständigen, was lange nicht so schwierig ist, wie es zu sein scheint. Zunächst ist klar wie das Cinnaleins, daß unser nächstes Ziel, die Eroberung der politischen Gewalt, um die öffentlichen Einrichtungen im Sinne der Arbeiterklasse umzugestalten, niemals auf parlamentarischem Wege erreicht werden kann. Befähigen wir die Mehrheit im Reichstage, und wollten wir damit beginnen, die Monarchie abzuschaffen oder die Miliz einzuführen, des Gemeineigentums ganz zu geschweigen, so wäre unter dem Jubel aller bürgerlichen Parteien der Staatsstreich da. Es soll damit nicht gesagt sein, daß der Staatsstreich liegen würde. Weilselbe nicht! Aber man muß ihn dann auf einem anderen Boden bekämpfen, als dem parlamentarischen, der spurlos in der Verfenkung verschwanden sein würde.

Das heißt mit anderen Worten: Die Sozialdemokratie ist unter bürgerlich-parlamentarischem Gesichtspunkt eine geborene Minderheitspartei. Damit ist nun wieder nicht gesagt, daß sie nicht einen bedeutenden, ja selbst einen wesentlichen Einfluß ausüben könne. Siehe das Zentrum, das auch eine geborene Minderheitspartei ist. Aber freilich, eine ultramontane Politik des Volksverrats, eine Politik voll Lug und Trug, die bald nach links die demokratische und bald nach rechts die reaktionäre Plote für eigennützige Zwecke

*) Wir entnehmen diesen Artikel dem Dezemberheft der vortrefflichen Monatschrift „Lichtstrahlen“, herausgegeben von Julian Borchardt. Bestellungen auf die „Lichtstrahlen“ (pro Nummer 10 Pfennig) nehmen unsere Buchhandlung, unsere Zeitungsräger und die Parteifunktionäre entgegen.

ausstreckt, kann die Sozialdemokratie nicht treiben, ohne sich selbst aufzugeben. Was sie tun könnte und unter den gegebenen Verhältnissen auch wirklich tut, das ist der Versuch, den Deutschen Reichstag aus seines Nichts durchbohrendem Gefühle aufzuklauen und ihn zum Kampfe um die politische Herrschaft gegen die Regierung anzuspornen. Würde der Schwerpunkt des Klassenstaates von der Krone ins Parlament verlegt, so wäre das auch für unsere Sache ein unzweifelhafter Fortschritt. Aber wo ist die bürgerliche Partei, die solchen Ehrgeiz hegt und für solchen Zweck die Unterflügelung der Sozialdemokratie wünscht oder auch nur annimmt? Es gibt keine, hat nie eine gegeben und wird auch nie eine geben. Die Sicherheit, auf das Proletariat rechnen zu können, macht die Bourgeoisie nicht tapferer, sondern kopscheuer. Sie braucht nur den Daumen auf ihren großen Geldbeutel zu halten, um die Regierung kirre zu machen. Aber so hoch versteigt sich ihr Ehrgeiz niemals, aus bleicher Angst um die Gefährdung ihrer Klassenkräfte, durch die Arbeiterklasse. Seit 40 Jahren hat der Reichstag niemals eine ernsthafte Geldforderung der Regierung abzulehnen gewagt, selbst wenn er sie für noch so überflüssig oder gar schädlich hielt. Höchstens gestattete er sich kleine Abstriche, die in ihrer Art ebenso die Freundschaft unterhalten wie kleine Geschenke. Diese Geldbewilligungsmaschine in ihrem endlosen Umtriebe zu hemmen, hat die Arbeiterklasse in ihrer parlamentarischen Betätigung durchaus kein Mittel.

Aber, so sagt man: Sie kann nützliche Gesetze schaffen oder schaffen helfen; sie kann die Verwaltung kontrollieren und dadurch viel Gutes stiften. Sicherlich kann sie das, und in der einen wie in der anderen Beziehung darf unsere Reichstagsfraktion auf eine ebenso arbeitsreiche wie verdienstliche Vergangenheit zurückblicken. Aber man übersehe doch nicht die Rehrseite der Medaille! Wenn wir Arbeiterchutzgesetze schaffen oder schaffen helfen, so schwächen wir nicht, sondern stärken den Kapitalismus und entfernen uns von unserem eigentlichen Ziele, dem Gemeineigentum; wenn wir gegen die Soldatenmishandlungen ankämpfen, so schwächen wir nicht, sondern stärken den Militarismus und entfernen uns von unserem eigentlichen Ziele, der Miliz. Treitschke erzählte in einer seiner Schriften, ein höherer Offizier habe ihm gesagt, weil eine Anzahl sozialdemokratischer Schreier im Reichstage saßen, die jeden Mißstand mit ungeheurem Lärm an die große Glocke hingen, so strengte sich die Heeresverwaltung an, alles zu vermeiden, was eine sozialdemokratische Kritik hervorrufen könnte, und das Heer käme dadurch in eine sehr gute Verfassung. Sehr man von der geschmacklosen Form ab, so enthalten diese Sätze eine unbestreitbare Wahrheit; es liegt im unveräußerlichen Wesen des bürgerlichen Parlamentarismus, daß er gerade da, wo er so funktioniert, wie er vernünftigerweise funktionieren soll, dazu führen muß, die bürgerliche Gesellschaft zu stärken.

Eben dasselbe gilt von der wichtigsten Aufgabe, die die Sozialdemokratie im Reichstag zu erfüllen hat: von dem Schutz der paar Rechte, die die Arbeiterklasse noch im Deutschen Reiche besitzt. Auch in dieser Beziehung hat unsere Reichstagsfraktion hohes Lob verdient durch mehr als eine siegreiche Schlacht, die sie geschlagen hat. Aber dadurch, daß wir im mißseligen Kampfe behaupten, was wir besitzen, kommen wir noch nicht einen Schritt vorwärts.

bleibt noch die agitatorische Wirkung der parlamentarischen Betätigung. Bei ihr kommt es sehr auf die Umstände an. Sie hatte die höchste Bedeutung in den Tagen des Sozialistengesetzes; heute, wo wir eine ausgebreitete Presse, ein weitverzweigtes Vereins- und Versammlungswesen haben, ist sie nicht mehr so unerlässlich. Ein weit rechtsstehendes Parteiblatt meinte vor Jahr und Tag sogar, die Ueberfüllung mit parlamentarischen Reden schädige die Wirksamkeit der Parteipresse in bedenklicher Weise; jedenfalls hatte diese Ansicht mehr für sich, als wenn kürzlich in unserer wissenschaftlichen Zeitschrift einer unserer Parlamentarier ausführte — noch dazu in einer Polemik gegen ein Parteiblatt, dessen Redaktion ihn selbst zu ihren Zierden zählt — die sozialdemokratische Reichstagsfraktion sei sozusagen der Mitte der Partei und die Parteipresse nur der überall hemmende und störende Hoffriegsrat; diesem wackeren Strategen würde Marx, wenn er noch lebte, ein wenig auf die Beine gehalten haben. Soviel dürfte jedenfalls unbestreitbar sein, daß die Agitation durch Flugblätter und Zeitungen, durch Vereine und Versammlungen möglich nachhaltiger wirkt, als die Agitation von der Reichstagstribüne, die leicht gefährliche Illusionen wecken kann, neben anderen Schattenseiten, die sie hat.

Dies wären die wesentlichsten Gesichtspunkte zur Beurteilung der Frage, welche Bedeutung die parlamentarische Betätigung für die Arbeiterklasse hat und überhaupt nur haben kann. Sie ist ein unbedingt notwendiges, ein ganz unentbehrliches Werkzeug des politischen Klassenkampfes, aber weder seine schärfste noch seine wirksamste Waffe. Den Schwerpunkt dieses Kampfes in sie verlegen, hieße einen verhängnisvollen Irrweg beschreiten.

Aus Westpreußen.

Danzig.

Unwetter Schäden.

Der Nordsturm, der in den Weihnachtstagen den Ostseeküsten große Schäden zufügte, dauert fort und hat die pommerische und westpreussische Küstenlandschaft besonders schwer mitgenommen. In ganz außerordentlichem Maße hat die Halbinsel Hela gelitten. Bei Ceynowa ist sie vom Meere durchbrochen worden. Dadurch ist die Telegraphenleitung zerstört. Und da auch der Postdampfer zwei Tage nicht verkehren konnte, ist es unmöglich über Einzelheiten zu berichten. Man weiß nur, daß neuerdings wieder Fischerhäuser überschwemmt und von der Flut zum Einsturz gebracht wurden. Westerplatte ist gleichfalls sehr in Mitleidenschaft gezogen. Ein großer Teil der hier im Laufe des letzten Sommers vorgenommenen Strandbefestigungsarbeiten ist vergeblich gewesen. Der hohe Damm, der in der Gegend des alten Forts aufgeschüttet war, ist verschwunden. Die Ruinen der Batterie treten wieder zu Tage. Stellenweise bedroht die Brandung bereits die von Westerplatte nach Weichselmünde neu angelegte Straße. Der Betrieb der Fähre bei Weichselmünde mußte zeitweise eingestellt werden. Die Danziger und die Elbing-Marienburg-Niederung sind zum großen Teile überschwemmt. Die Gegend um den Draufensee steht völlig unter Wasser. — Die Chaussee Puhlig-Gnesdau ist an verschiedenen Stellen ebenfalls überschwemmt. Bei Karwenbruch sind 300 Meter Dünengelände fortgerissen, bei Rihöst ist ein Teil der Steinbrücke zerstört.

Die gleichen Unglücksnachrichten kommen aus Ostpreußen und Pommern. Große Landstreden sind unter Wasser. In Pommern blieben viele Züge im Schnee stecken. Der Schaden, den das Unwetter anrichtete, wird sicher viele hunderttausend Mark betragen.

den freien Verbänden und der Sozialdemokratie angehören, ohne ihr Seelenheil zu gefährden, so kann ich es auch. Denn wenn schon einmal die Gewerkschaften den Zweck haben, die Arbeiter gegen die Unternehmer zu schützen, dann können das die freien Gewerkschaften mit ihren 2 1/2 Millionen Mitgliedern gewiß besser, als das Häuflein der christlichen Gewerkschaften.

Wahrscheinlich kann uns der Kölner Erzbischof recht bald von einer Million katholischer Sozialdemokraten berichten.

Politische Übersicht.

Der Vollzeilmord in Moabit.

Vor dem 1. Senat des Oberverwaltungsgerichts Berlin gelangte am Montag der Fall Herrmann zur Verhandlung. Bekanntlich ist der Arbeiter Robert Herrmann am 27. September 1910 bei Gelegenheit des Moabiter Krawalls von zwei uniformierten Schulleuten hinterläßt in der Wielestraße ohne jede Veranlassung durch Säbelhiebe derartig verletzt worden, daß man ihn nach dem Moabiter Krankenhaus schaffen mußte. Dort ist Herrmann am 3. Oktober 1910 gestorben. Die Gerichtsärzte, Geheimmedizinalrat Professor Dr. Straßmann und Privatdozent Dr. Strauß, haben begutachtet, die Verletzungen sind dem Herrmann wahrscheinlich durch Säbelhiebe beigebracht worden, er ist infolge einer Gehirnhautentzündung, die durch die Säbelhiebe entstanden ist, gestorben. Bereits in der Verhandlung im November und Dezember 1910 vor dem 3. Strafsenat des Landgerichts 1 Berlin befanden die Jordanischen Eheleute, die den Vorgang von ihrem Fenster aus beobachtet hatten, daß die Wielestraße zur Zeit, als Herrmann, ein Mann von 56 Jahren, seinen 15-jährigen Sohn jagen ging, damit ihm nichts geschehe, menschenleer war, mithin keine Veranlassung vorlag, gegen den Mann irgendwie vorzugehen. Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Vieber, bemerkte in der Urteilsbegründung des Moabiter Krawallprozesses: Die Schulleute, die den Arbeiter Herrmann niedergeschlagen haben, haben sich nicht in rechtmäßiger Ausübung ihres Amtes befunden; sie haben ihre Amtsbefugnisse weit überschritten und hatten nicht das geringste Recht, in dieser Weise vorzugehen. — Der Vorsitzende des Schwurgerichts am Landgericht 1 Berlin, vor dem ebenfalls aus Anlaß des Moabiter Krawalls die Verhandlung stattfand, Landgerichtsdirektor Unger, bemerkte in der Urteilsbegründung: Das Vorgehen der Schulleute gegen den Arbeiter Herrmann ist derart brutal, daß, wenn man sich dagegen mit einem wohlgezielten Revolvererschuß gewehrt hätte, dies nur als Notwehr hätte angesehen werden können.

Die Witwe Herrmann hat nun durch den Rechtsanwalt Dr. Kurt Rosenfeld den preussischen Fiskus verklagt, ihr auf Grund des Bürgerlichen Gesetzbuches eine lebenslängliche Rente von wöchentlich 30 Mark zu geben. Die 38. Zivilkammer des Landgerichts 1 Berlin ist dem Klageantrage beigetreten; der Fiskus hat jedoch gegen das Urteil Berufung eingelegt. Dr. Rosenfeld hat erreicht, daß der Witwe Herrmann eine einstweilige wöchentliche Rente von 10 Mark gezahlt wurde. — Noch ehe das Kammergericht über die Angelegenheit entschieden hat, hat der Polizeipräsident von Japan den Kompetenzkonflikt gegen das Urteil der Zivilkammer des Landgerichts 1 erhoben, mit der Begründung: Durch das Strafsenat-Erkenntnis in dem Moabiter Krawallprozeß und durch die Rechtsbelehrung des Schwurgerichts-Vorsitzenden seien die Zeugen nicht unbedenklich gewesen. Er bestreite, daß die Wielestraße zur Zeit unbedenklich war und daß die Schulleute sich in

unrechtmäßiger Ausübung ihres Amtes befunden hätten, endlich, nach dem Tod des Herrmann durch die von Säbelhieben herrührende Verletzung erfolgt sei. Er machte ferner geltend, daß Herrmann bereits einmal wegen Diebstahls bestraft sei, mithin als ein zu Gewaltthaten neigender Mensch angesehen werden müsse. — Aus diesem Anlaß hatte sich am Montag der 1. Senat des Oberverwaltungsgerichts mit der Angelegenheit zu beschäftigen.

Rechtsanwalt Dr. Kurt Rosenfeld ging den Argumenten des Polizeipräsidenten scharf zu Leibe und hob hervor, daß der Polizeipräsident anscheinend wie im Fall des Leutnants von Fortner auch hier der Meinung sei, daß ein Akt der Staatshoheit vorliege, wenn Schulleute einen harmlosen Passanten mit ihren Säbeln einfach niederschlagen. Er bot, die Klage des Polizeipräsidenten zurückzumessen. Der Vorsitzende des Gerichts verkündete, daß die Entscheidung den Parteien schriftlich mitgeteilt werde. — Zu dem Vorwurf des Diebstahls, den der Polizeipräsident gegen den getöteten Herrmann ins Feld führt, sei zur Aufklärung bemerkt: Herrmann ist vor mehreren Jahren wegen Entwendung eines Brettes zu einem Tage Gefängnis verurteilt worden. Der Vorsitzende des Gerichts hat dem Angeklagten aber sofort die Verflüchtigung gegeben, daß es sogleich Verantwortung nehmen wolle, Begnadigung zu erwirken. Es ist daher unverständlich, wie der Polizeipräsident sagen konnte, Herrmann sei ein Mann gewesen, der „zu Gewaltthaten neige“. Herrmann hat sich außerdem niemals etwas zuschulden kommen lassen.

Deutschland.

Was ist Wahlstimmenkauf?

Das Reichsgericht hat kürzlich die Frage entschieden, ob Kauf von Wahlstimmen auch dann vorliegen könne, wenn die Personen, die dabei in Frage kommen, sich der Stimmabgabe enthalten haben. Es kommt dabei der Paragraph 109 des Strafgesetzbuches in Betracht, der denjenigen mit Gefängnis bestraft, der „in einer öffentlichen Angelegenheit eine Wahlstimme kauft oder verkauft“. Zwei Brüder hatten gegen Rückgabe eines Schuldscheins sich bei den Gemeindegewählten ihrer Stimme enthalten. Es war nun die Frage streitig, ob eine solche Stimmhaltung vom Gesetz unter den Begriff des Stimmkaufs oder Verkaufes mit umfaßt würde. In der bisherigen Rechtsprechung des Reichsgerichts war ein derartiger Fall noch nicht zur Aburteilung gelangt, und überhaupt bestanden über diesen Punkt unter den Kommentatoren des Strafgesetzbuches sehr starke Meinungsverschiedenheiten. Darüber war man sich vollkommen einig, daß als öffentliche Angelegenheit im Sinne des Paragraph 109 nicht nur staatsbürgerliche Wahlen, sondern auch Gemeindegewahlen anzusehen seien. Volkstümliche Unklarheit herrschte über die Frage, ob ein strafbarer Kauf oder Verkauf einer Wahlstimme nur dann vorliege, wenn der Gekaufte sein Wahlrecht in der vom Käufer gewünschten Richtung überhaupt belätigt hat, oder ob es zur Anwendbarkeit des Paragraph 109 schon genüge, wenn der Gekaufte sich lediglich zur Stimmhaltung verpflichtet hat. In der Wissenschaft verneint beispielsweise Olshausen den letzteren Fall. Die weitläufige überwiegende Meinung spricht sich aber für die Einbeziehung des Falles der Stimmhaltung in den Paragraph 109 aus, und zu dieser Ansicht hat sich nunmehr auch die Praxis der Gerichte, voran die des Reichsgerichts, bekannt. Es betont in dieser wichtigen Frage, daß selbstverständlich die Worte „kauft oder verkauft“ im Paragraph 109 nicht in engem juristischlichen Sinne auszulegen seien, da dies sonst dem Geiste und dem

Zweck der Vorschrift zuwiderlaufen würde. Paragraph 109 des Strafgesetzbuches will doch vor allem die Freiheit des Wählens garantieren, und daß es in lauterer, rechtlich einwandfreier Weise erfolgt. Es kommt eben nach Ansicht des Reichsgerichts lediglich darauf an, ob in irgendeiner Weise die Freiheit des Wählens durch Versprechen und Gewähren materieller Vorteile beeinträchtigt worden ist, und dies ist bei einer gekauften Stimmhaltung unzweifelhaft der Fall. Man kann also auch Stimmen kaufen, die bei der Wahl nicht abgegeben werden, und dies wird von nun an nach der Praxis des Reichsgerichts genau so bestraft werden müssen, wie ein wirklicher Stimmkauf.

Die Bekämpfung der Unzufriedenheit in der Marine.

Seit fünfundsiebenzig Jahren besteht in Wilhelmshaven ein Verein ehemaliger Deckoffiziere. Anfangs als eine Vergnügungs- und Geselligkeitsvereinigung gedacht, hat er sich in den letzten Jahren einer ernstlichen Aufgabe zugewendet: der Bekämpfung der Interessen der aktiven Deckoffiziere. Die aktiven Deckoffiziere suchen seit langer Zeit eine Verbesserung ihrer Lage zu erreichen, besonders eine größere Bewegungsfreiheit dem Offizierkorps gegenüber. Hier jedoch sind sie ständig auf einen unerbittlichen Widerstand beim Reichsmarineamt und den sonst dafür in Betracht kommenden Stellen gestoßen. Als alle Bitten nichts fruchteten, gingen die Deckoffiziere einen Schritt weiter; sie griffen zu Eingaben an das Reichsmarineamt und traten auch in Verbindung mit Reichstagsabgeordneten. Das geschah durch den Verein ehemaliger Deckoffiziere, dem auch eine Anzahl aktiver Deckoffiziere angehörten. Das schien aber den Vorgesetzten sehr bedenklich; man dachte nur: Verbindungen mit Volkstrettern! Der Verein wurde einer scharfen Beobachtung unterzogen. Auf die Teilnehmer an den Versammlungen hatte man ein wachsames Auge. Kurz vor Weihnachten erschien in einer Versammlung des Vereins der Inspektor der 2. Marineinspektion Kapitän zur See Alberts in dem Lokale und bat den Vorstand heraus, von dem er eine Liste sämtlicher in Uniform der Versammlung bewohnenden aktiven Deckoffiziere verlangte. Der Vorstand teilte dem Inspektor am Tage darauf mit, daß sämtliche an der Versammlung teilnehmenden aktiven Deckoffiziere in Zivil gewesen seien, die Uniform habe keiner getragen. Namen wurden nicht genannt.

Nun schritt das Stationskommando ein. Stationschef Admiral von Heeringen, ein Bruder des früheren Kriegsministers, befahl, daß die Deckoffiziere bis zum andern Tage mittags zu melden hätten, daß sie aus dem Verein ehemaliger Deckoffiziere ausgetreten oder nie Mitglied gewesen seien. Im Weigerungsfalle wurde strenge Bestrafung und Dienstentlassung angedroht. Angebeutelt wurde, daß die Maßregel gegen den Verein auf dessen außeherische und militärische Tätigkeit hin erfolgt sei. Der Befehl Heeringens wurde befolgt und rein äußerlich mag auf diese Weise die Unzufriedenheit der Deckoffiziere unsichtbar werden, verschwinden aber wird sie dadurch nicht. Die Deckoffiziere sind keine Rekruten mehr, sondern ältere erfahrene Leute, die über solch Regiment nachdenken und daraus Schlüsse ziehen werden, die zweifellos gefährlicher sind für das heutige System in der Marine, als die Bestrebungen des von der Marinebehörde bekämpften Vereins.

Das Schreckensurteil von Billingen.

Eine Sonntags-Schlägerei war es, die dem Musketeur Bertsch von der 12. Kompanie des Infanterie-Regiments

Der Baldanus und seine Streiche.

Von Oskar Wöhrle.

Am Abend wollte ich nicht mehr ins Lokal, mich ein zweites Mal von den Bankern martern zu lassen, war nicht mein Sinn. Ich ging meine eigene Wege. Bei der Kirche St. Madeline, an der etwas ausgebeßert wurde, war ein hohes Gerüst; ich kletterte hinauf und schielte oben auf einem Säulengestirn. Bevor die Maurer antaten, war ich wieder munter. Ich freute mich; heute war ja Freitag und der Hilfsverein offen. Ich ging hin und wartete geduldig, bis aufgemacht wurde. Jammern keine Kunden kamen. Es war erstaunlich, wie viel verflozene Deutsche hier herumhingen. Aber auch keine Kasse kamen, die anständig gekleidet waren. Auch meine zwei lieben Wiener Böcker sah ich, mit gemischten Gefühlen zwar; doch heilten sie mich nicht. Endlich nach vierzig Minuten, ein Diener forderte jedem die Papiere ab. Ich hatte nichts bei mir, als den Geburtschein und war darum der letzte, der hinein kam. Drei Herren saßen an einem Tisch. Während der eine mit mir redete, machten sich die anderen Notizen. Ich erzählte, wie ich daran war, tat nichts hinzu, nahm nichts hinweg. Doch sagten sie, es tue ihnen leid, mir nicht helfen zu können; mein Ausweis sei nicht vollständig. Ich mußte einen Heimatschein beschaffen, sonst ließe sich nichts für mich tun. Nicht einen Ton mußte ich dagegen zu reden, so aufgeregt war ich vor Jörn und Enttäuschung. Wortlos nahm ich meine Klappe und ging. Wohin ich auch nicht, das war lo midde. Nur fort, fort; fort von den Menschen, fort von dieser Welt. Ich dachte manchmal, ob das wohl ein kurzer Tod sei, sich vor die Trambahn zu werfen; oder ob das Wasser schneller helfe. Lange stand ich auf einer Steinbrücke und schaute hinunter, was glanzte. Dann legte ich mich in den Anlagen auf eine Bank. Ein alter Herr war mein Nachbar, der betrachtete mich von links und von rechts und redete mich an. Er sprach französisch, nachher deutsch. Ich sahte Vertrauen und schüttelte ihm mein ganzes Herz aus. Er nahm mich in seine Wohnung mit. Dort konnte ich die Geige abgeben. Seine Frau brachte Offen. Der Herr hieß Thiel; er erzählte mir, daß er früher sehr vermöglicher gewesen sei. Aber dann sei eine Spekulation daneben geschlagen und er habe nur ein kleines Kapital retten können, von dessen Zinsen er jetzt lebe. In größeren Hotels sammelte er Waidweiden, wusch und polierte sie und verarbeitete sie zu Waidweiden. Bei diesen Arbeiten half ich ihm, er gab mir alles Voh, und zahlte mir für den Tag 1,50 Francs. Offen konnte ich bei ihm wohnen, fürs Schließen aber mußte ich selber sorgen. Meist ging ich in das Lokal der Heilsarmee in der rue de Valenciennes. Weil ich sah, daß die anderen nach und nach gehen und keine Kunde zu bekommen, tat ich aus. Als ich mich am Morgen auferstehen wollte, war mein Hemd weg. Ich kroch den Kopf bis oben zu, so doch man nichts merken konnte. Herr Thiel ging mit mir zu einem Friseur, der richtete mich ordentlich her. Dann mußte ich die Geige holen und einem Bekannten des Herrn Thiel, einem Kapellmeister, vorstellen. Dieser engagierte mich. Jede Nacht von 10 bis 2 Uhr sollte ich in seinem Saal arbeiten. Er zahlte mir für jedesmal vier Franken. Daran konnte ich bequem leben.

Bei meine Geige abzugeben; waren, ging Thiel mit mir zu einem seiner früheren Annehmlichen, der jetzt Leiter einer großen Firma war. Dieser brachte er um abgekochte Sachen. Der Herr befehlte mich auf den nächsten Tag in seine Wohnung. Als ich kam, hatte er noch etwas geistlich und trug mir auf, eine Stunde früher vorzukommen. Ich schickte ein junges Mädchen ließ mich einrichten, wahrscheinlich würde es schon, was ich wollte. Ich zog die Augenbrauen nicht wenig hoch; eine solche vornehmere Einrichtung hatte ich noch nie gesehen. Statt der Türen hingen überall kleine Teppiche, die Möbel glänzten, das es nur so eine Pracht war. Als Madame selber kam, war ich wie verheert und traute kaum noch

zu schnaufen, so schön und geschmeidig war sie. Alle Kasten und Kommoden schloß sie auf und suchte passende Sachen für mich heraus. Zuerst einen Sack Wäsche, weiß wie der Schnee. Diese sollte ich ausprobieren. Ich wollte den Kittel nicht ausziehen; ich war ja ohne Hemd, schämte mich aber, das zu sagen. Madame brachte es doch aus mir heraus und machte ein ganz mildeichtiges Gesicht. Der Rad, den ich mitbekam, war so groß, daß ich ihn kaum tragen konnte. Ich bedankte mich recht schön. Sie gab mir die Hand und sagte: „Wenn ich jetzt in Not und Glend wäre, würden Sie auch lieb und gut zu mir sein?“ Ich war erschrocken, wie ernsthaft sie das sprach. Mich selber würgte es nicht lech im Hals, als ich „ja, ja“ zur Antwort gab. Sie lehnte sich in der Türe rath und erwiderte: „Ich glaube Ihnen!“ Name und Wohnort dieser Frau habe ich gewußt; aber später bei meinem unruhigen Leben schnell vergessen. Doch in stillen Stunden muß ich oft an sie denken, erst da ist mir ihre Rede recht klar geworden. Sie war nicht die Frau jenes Mannes, sondern seine Geliebte. Hat er sie später im Glend gelassen, und gehört sie jetzt zu den vielen, vielen, den Namenlosen, den Ausgestoßenen? Oder ist das Leben barmherzig gewesen und hat sie im Glück sterben lassen? Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich: sie war ein Mensch, mit einem guten, überquellenden Gebirgs-herzen. Mag die Welt sie im nächsten Hure heißen, oder offen Maitresse, mir nimmt niemand die Meinung, die ich von ihr habe.

Mit den frischen Kleidern konnte ich mich überall zeigen. In meiner freien Zeit half ich Thiel bei seinen Mutschelarbeiten. Nachts rief ich vier Stunden lang Tanzmusik herunter und ging dann schlafen, bald hierhin, bald dorthin. Oftmals wurde ich von Frauenpersonen angesprochen. Die meisten waren alt, edlig, häßlich, verschämmt und hingen sich an mich, wie die Kletten. Ich konnte zu keiner grob sein, die armen Menschen dauerten mich. Wenn ich überiges Geld bekam, gab ichs gern her. Aber manchmal hatte ich selber keine; dann mußte ich kein anderes Mittel, als zu sagen, ich sei krank. Das half.

Auch den Sittensitten sah ich mir an. Die vielen Denkmäler auf der Place de la Concorde und den Siegesbagen. Mit der Untergrundbahn war ich schnell an jedem Ort. Auch sonst sah ich viele Wertwürdigkeiten. So gab es an den lieblichsten Straßen Hallen, in denen ein Phonograph den ganzen Tag daselbe Lied spielte. Viele Leute standen umher, kauften sich das Lied gedruckt und sangen es so lange mit, bis sie die Melodie auswendig konnten. Auch ich blieb sters stehen und brummte mit großer Freude mit. Das Leben gefiel mir auf diese Art ganz gut. Aber bald verlor ich meinen schönen Platz. Und das ging so. An einem Abend hieß ich dem Kapellmeister, als er gegen mich frech und unanständig wurde, eine herunter, die nicht von schlechten Eltern war. Am anderen Morgen schickte er mir eine Karte, man wünsche meine Dienste nicht mehr in Anspruch zu nehmen. Auch Herr Thiel wurde merklich unfreundlich gegen mich. Ich sah, daß ich nur geduldet sei und ging nicht mehr hin.

Für mich begannen schlimme Zeiten. Die paar Centimes, waren bald aufgebraucht. Ein junger Menschennagen ist schlimmer als ein Tier, läßt sich nicht mit Worten verdröten, sondern will Wirklichkeiten. Es kam soweit, daß ich die Geige verkaufen mußte. Was ich dafür löste, hielt auch nicht lange vor, bald mußte ich nach neuen Quellen ausschauen. Sie und da fand ich Gelegenheitsarbeit, und war herzlich froh darüber. Hatte ich Geld, so übernachtete ich in der Heilsarmee oder in den cases à quatre sous. Diese lagen in der rue du Faubourg St. Denis. Das Uebernachten kostete hier sechzehn Pfennige. Dafür wurde noch eine Suppe zugegeben, die ein Mittelglied zwischen Sautrönte und Seiwasser war. Schlafen konnte man auf Tischen und Bänken. War kein Platz mehr, mußte man mit dem Fußboden vorlieb nehmen. Hier verkehrte das große Gefindel. Gleich in der ersten Nacht wurden mir die Hosenträger vom Leibe weggestohlen. Hätte ich meine Hänge nicht vorförlig in die Hosentasche gesteckt gehabt, wäre sie

sicherlich auch verschwunden. Es kam oft vor, daß Händel ausbrachen und die Polizei einschreiten mußte.

In der Heilsarmee ging es menschlicher zu. Hier waren wenigstens die Betten sauber. Auch da wurde viel gestohlen und die Wangen ließen einem keinen Augenblick Ruhe. Was hier verkehrte, galt in den Augen der Kellerkläfer als Kapitalist. Der Eintritt betrug 50 Centimes, für manchen eine unerhörliche Summe.

In der Heilsarmee lernte ich einen Klostoker Advokatensohn kennen, der seinem Vater mit einigen hundert Mark durchgebrannt war und das Geld mit einer Weibsperson verknopft hatte. Er schlug mir vor, mit ihm zusammen nach der Riviera zu walzen. Paris gefiel mir längst nicht mehr und ich sagte zu. Wir kamen bis nach Nizza. Aber wie sich bald zeigte, der gute Klostoker war kein besonderes Fechtgenie. Und da dies auch meine schwache Seite war, mußten wir beide Kohldampf schieben. Zudem verhasste uns ein Geheimpolizist, der uns für Anarchisten hielt. Drei Stunden lang wurden wir von Pontius zu Pilatus geschleppt und dann erst freigelassen. Wir hatten die Nase voll und tippelten nach Paris zurück. Ein Elässer, der in der Nähe eine Sauerkrautfabrik verwaltete, beehrte uns über Nacht. Zum Dank dafür stahl ihm der Klostoker die besten Schuhe. Als ich ihm vorhielt, er sei ein Schuft, sagte er ruhig: „Nur die bringen zu etwas.“

In Paris hatte er einen guten Einfall. Er gab sich als stellenloser Kellner aus und bekam auf diese Weise in Cafés und Restaurationen ziemlich viel zusammen, dadurch wurde er froher und unternehmender. Zu seiner Ehre muß ich sagen, daß er manches mit mir teilte. Schließlich beschloßen wir nochmals, nach Nizza zu gehen; doch sungen wir diesmal schlauer an. Auf dem Bahnhof der Linie Paris-Lyon-Méditerranée kauften wir uns zwei Bahnsteigbilletts zu je zehn Centimes. Mit diesen passierten wir die Sperre und stiegen in den Schnellzug, der abends um acht Uhr nach Marseille fährt. Der Zug stand noch in der Station, da kam schon ein Kontrollor und sah die Biletts nach. Der Klostoker war nicht verlegen, sondern fragte ihn ganz ungeniert nach dem Abort. Der Beamte gab Auskunft und ich benutzte die Gelegenheit, an den besagten Ort zu verschwinden und mich einzuschließen. Kaum war ich drin, klopfte der Klostoker und ich öffnete ihm. Erst nach einer Stunde gingen wir in ein Coupé und machten es uns bequem. Hier lernten wir auch einen Oberkellner kennen, der nach der Riviera fuhr. Der Klostoker pumpte ihn an. Es zog, er schwikte wie Franken. Gegen Tag fuhr der Zug im Lyoner Bahnhof ein, wo er eine halbe Stunde Aufenthalt hatte.

Die meisten Reisenden stiegen aus und tranken an einem Stand Kaffee und aßen Brötchen. Je länger wir zuzahen, desto stärker wurde unser Appetit. Bald standen wir auch dort und ließen es uns schmecken. Der Klostoker schanzte mir noch einige Brötchen zu und sagte, ich solle wieder ins Coupé und unsere Plätze belegen, derweil wolle er bezahlen. Wer aber nicht bezahlte und sich auf höchst raffinierte Weise drückte, war er. Wir fuhren weiter. Auf offener Strecke hielt der Zug, irgend etwas war nicht in Ordnung. Bis alles ausgebeßert war, gabs zwei Stunden Verspätung. Gegen elf Uhr stiegen wir in Marseille aus. Doch wie hinauskommen? Ueberall standen an den Perronausgängen Beamte, denen man die Biletts abgeben mußte. Auch hier wußte der Klostoker Rat. Er ging mit mir zur Gepäckstelle und fragte ganz kühl und geschäftsmäßig, ob seine Koffer schon angekommen seien. Natürlich fand der Lademeister nichts, so viel er auch suchte. „Na,“ sagte der Klostoker, „dann komme ich halt später wieder“ und gab dem Mann 50 Centimes Trinkgeld. Der dankte vielmals. Wir zwei aber gingen zur anderen Tür hinaus und standen im Freien. Zwar hatten wir schwer Schiß gehabt, doch als alles so gut abließ, mußten wir überlaut lachen. Wir bummelten umher und tranken hie und da einen Schoppen.

(Fortsetzung folgt.)

Entdeckungsmöglichkeiten am Nordpol.

Im vergangenen Spätsommer hat der russische Kapitän Wilkitski im Polarmeere vor der Nordküste Sibiriens eine ganz unerwartete und wichtige geographische Entdeckung gemacht: er hat eine von Kap Tscheljuskin fast 400 Kilometer nordnordwestlich streichende Küste, die des Kaisers-Nikolaus-Landes, aufgefunden und verfolgt, die niemand dort im entferntesten hat vermuten können. Ob es wirklich ein einheitliches Polarland ist, das dann möglicherweise den Umfang Sibiriens erreichen könnte, oder ob man eine neue große polare Inselgruppe vor sich hat, ist noch unbekannt; aber die mit Sicherheit zu erwartenden weiteren russischen Expeditionen werden das vernünftig mit Hilfe von Schlittenfahrten schon in nächster Zeit feststellen.

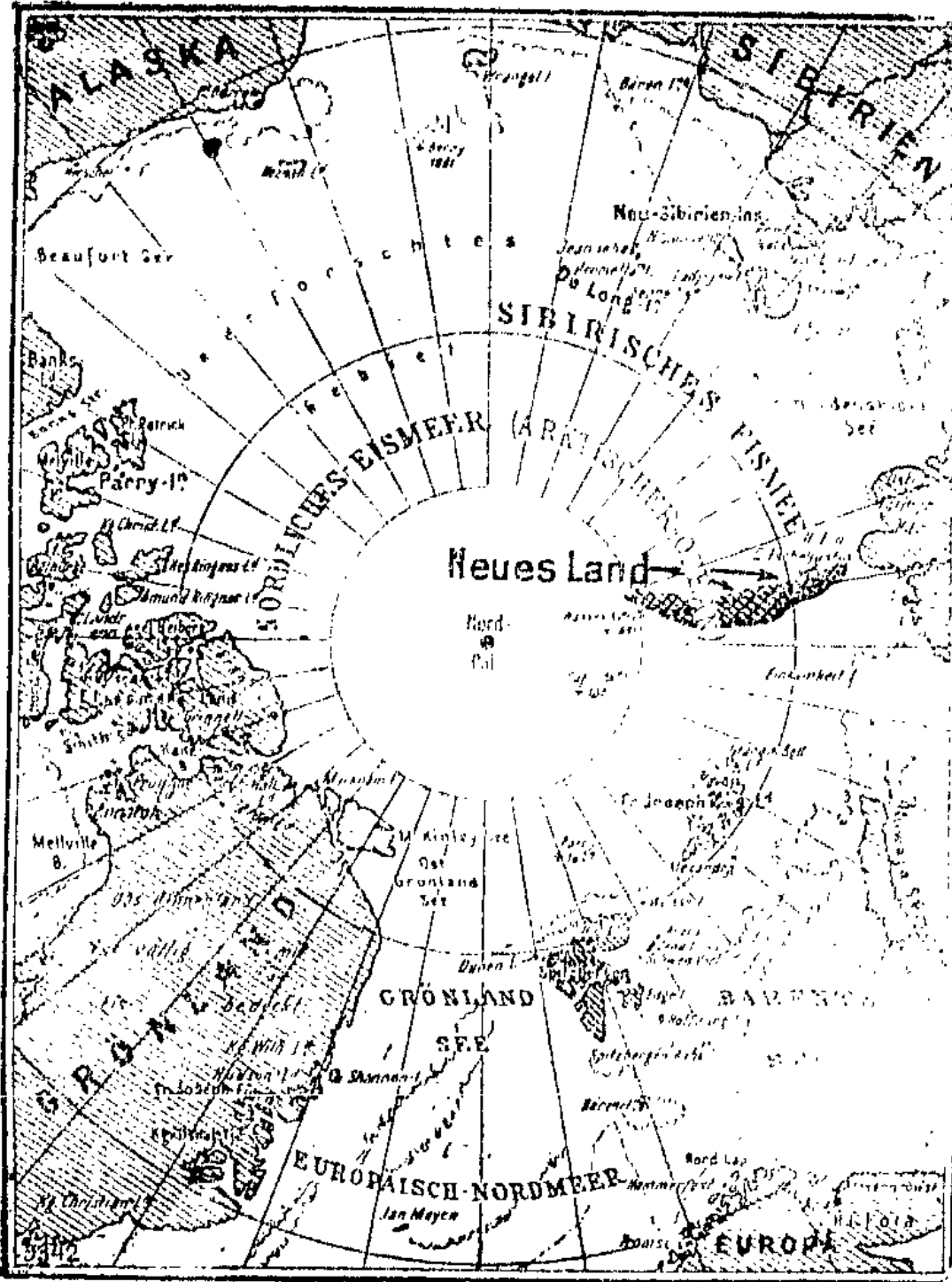
Land hat also niemand dort vermutet. Es gab überhaupt eine Zeit, da die Geographen und Polarforscher es für ziemlich ausgeschlossen hielten, daß es im Nordpolarmeere noch Länder von nennenswerter Ausdehnung geben könnte, die sich unserer Kenntnis entzögen. Diese Annahme oder Ueberzeugung war die Folge der großen Treibfahrt Nansens von 1893-96. Nansen hatte damals im Norden der alten Welt überall ein tiefes Meer gefunden, so tief, daß es ihm mit seinen noch unvollkommenen Votmaschinen nicht überall möglich gewesen war, den Meeresgrund zu erreichen. Landmassen aber, oder auch kleinere Inseln, so nahm man an, könnten sich nicht, wie etwa eine Dolomitenwand, unvermittelt herausheben, sondern entspringen auf breiter, aus weiter Entfernung allmählich ansteigender Grundlage, auf sogenannten kontinentalen Sockeln. Solchen war aber Nansen nicht auf die Spur gekommen. So glaubte der große Forscher auch mit Bestimmtheit voraussagen zu können, daß der damals noch unbezogene Nordpol inmitten eines tiefen Meeres läge und durch kein Land bezeichnet würde.

Seitdem hat Peary den Nordpol erreicht, und was er ermittelt, bestätigt Nansens Voraussage durchaus. Peary hat am Nordpol auch eine Lotung vorgenommen und bei 2750 Meter - dann verlor er die Leine - keinen Grund gefunden. Mithin stand Nansens Theorie fester da denn je. Und nun erfährt man von Wilkitskis Entdeckung. Nur wenig nördlich von seinem fernsten Punkt an der Küste des Nikolaus-Landes war Nansen vom November 1894 bis März 1895 mit der Fram im Eise getrieben, und Nansen hatte dabei nicht nur keine Spur neuen Landes entdeckt, sondern sogar Tiefen von 3350 bis 3450 Meter, die auf weite Strecken die Nähe von Land ausgedehnt erscheinen ließen. Daher die Ueberraschung, die Wilkitskis Entdeckung auslöst hat.

Unter diesen Umständen wird man annehmen dürfen, daß das Beden des Nordpolarmeeres, das Anundsen jetzt aufs neue durchqueren will, für uns noch manche ähnliche Ueberraschung in Bereitschaft hält. „Neues Land“ ist es nun einmal, das die Polarforscher am meisten gereizt hat und noch reizt, und so wird noch oft nach solchem Land gesucht werden. Uebrigens hat Nansen, der als vorbildlicher Mann der Wissenschaft an vorgefaßten Meinungen durchaus nicht klebt, neuerdings eingeräumt, daß seine Theorie immerhin auch Ausnahmen verträge. Es gibt Beispiele, daß gerade in der Nähe sehr tiefer Meeresteile sich unvermittelt Landgebiete erheben, so aus dem sogenannten Sundagraben des Indischen Ozeans die Insel Java, und aus den tiefsten Stellen des Großen Ozeans die Philippinen. Warum sollten derartige Fälle nicht auch im Polarmeere vorkommen? Nansen selbst war vor sechs Jahren zugegeben geneigt, daß östlich vom Franz-Joseph-Land Inseln vorhanden sein könnten, also gerade dort, wo nun Wilkitski das große Nikolaus-Land entdeckt hat.

Wenn nun aber auch vor der Nordküste Sibiriens größere unbekannte Polarländer vermutet werden, so doch für andere Gegenden des Polarmeeres. Vornehmlich hat zum erstenmal vor jetzt neun Jahren und später noch wiederholt N. A. Harris von der amerikanischen Küstervermessung auf Grund scharfsinniger Schlüsse aus den Gezeitenerscheinungen an der Nordküste Sibiriens die Meinung verfochten, es müsse sich nördlich von der Behringstraße und von Alaska und westlich der arktischen Inseln Amerikas eine kontinentale Landmasse von 1 250 000 Quadratkilometer oder doch eine Gruppe eng beieinander liegender sehr großer Inseln finden und dem Nordpol nahekommen. Harris meint nämlich: Die Verhältnisse im Eismeere seien mit Bezug auf die gezeitenbildenden Kräfte derart, daß die halbtägigen Gezeiten nicht dort, sondern entweder im Atlantischen oder im Großen Ozean ihren Ursprung nehmen müßten. Aus dem Großen Ozean aber kämen sie nicht, dazu sei die Behringstraße zu schmal und zu leicht. Sie kämen also in der Hauptfrage aus dem Atlantik und bewegten sich nordwärts durch das weite und tiefe Tor zwischen Norwegen und Grönland. Gäbe es nun im Arktischen Ozean kein anderes Land als das, das unsere Karten verzeichneten, so würde die atlantische Gezeitenwelle hinderlos über den Nordpol fließen und ziemlich rechtwinklig auf die Nordküste von Alaska stoßen. Tatsächlich aber sei das nicht der Fall; sie käme von Westen, fast parallel jener Küste, und das sei nur dadurch erklärlich, daß sie durch große Landmassen, einen dichten Archipel oder Untiefen westlich vom Parryarchipel abgelenkt würde. In der geographischen Diskussion hierüber wurde außerdem die Vermutung geäußert, es begänne nördlich der ostsibirischen Küste, jenseits des Reifwegs der unglücklichen Jeanette-Expedition, eine Art Inselbrücke, die ostwärts nach dem erwähnten arktischen Archipel hinüberreiche und vielleicht den Weg darstelle, auf dem die amerikanischen Eskimovölker aus dem asiatischen Osten eingewandert sein könnten.

Es ist schon einmal der Versuch zur Lösung dieses von Harris aufgeworfenen Problems unternommen worden, nämlich im April 1907 durch den dänischen Polarforscher Mittelsen, der kürzlich durch seine abenteuerlichen Schicksale in Ostgrönland allgemeiner bekannt geworden ist. Zu dem Zweck ging Mittelsen damals mit Hundeschlitten von der Nordküste Sibiriens über das Meereis in genau nördlicher Richtung vor. Aber er kam infolge ungünstiger Eisverhältnisse nur bis 72 Grad nördlicher Breite, das heißt, in der Luftlinie nur etwa 170 Kilometer weit, und daß er da auf kein Land stieß, war freilich nicht weiter verwunderlich. Kurz vorher war aber durch Peary eine Nachricht gekommen, die durchaus der Annahme Harris entsprach. Peary glaubte nämlich 1906, als er an der Nordküste von Grönland nach Westen wanderte, in der Ferne, etwa unter 103 Grad nördlicher Länge und 83 Grad nördlicher Breite, ein neues gebirgiges Polarland zu sehen, von dessen Existenz



er überzeugt war, und das er Crockerland nannte. Also schien in der Tat weit außerhalb der arktischen polaren Landmassen ein anderes Polarland zu liegen. Cool sah allerdings später das Crockerland nicht; aber eine andere Beobachtung, die er weiter nördlich gemacht zu haben behauptet, scheint gleichfalls Harris Theorie zu stützen. Cool berichtet nämlich, dort an einer Stelle über Landeis, das heißt über das Eis einer offenbar nur ganz schwach über dem Meere emporragenden Landoberfläche: gefahren zu sein. Eine merkwürdige Einzelheit, aber gerade darum vielleicht ein Zeichen für Cooks Glaubwürdigkeit.

Augenblicklich sind nun zwei Expeditionen unterwegs, diesen interessanten Dingen auf den Grund zu gehen: eine amerikanische unter Pearys früherem Begleiter Mac Millan, die es auf das Crockerland und seine Nachbarschaft abgesehen hat, dabei vermutlich in die Lage kommen wird, auch Cooks Beobachtungen zu prüfen, und eine zweite kanadische unter Stefansson, einem früheren Gefährten Mittelsens, der sein Augenmerk auf die hypothetischen Länder im Westen des Parryarchipels gerichtet hat. Und noch ein drittes großes Unternehmen steht ja für den nächsten Sommer bevor, die neue Reise Amundsens, der zwar in erster Linie ozeanographische Forschungen im Nordpolarmeere vor hat, aber sicherlich nicht verkümmert wird, durch Schlitten- und Flugzeugreifeinsparungen zu beiden Seiten seiner Route nach unbekanntem Land Ausschau zu halten. Man wird hieraus ersehen, daß es am Nordpol noch keineswegs an lohnenden Entdeckungsmöglichkeiten fehlt, und von den nächsten Jahren wichtige geographische Aufschlüsse über eins der dunkelsten Gebiete der Erde erhoffen dürfen.

H. Singer.

Parlament und Sozialdemokratie.

Von Franz Mehring.

Der Reichstag ist wieder zusammengetreten, und für die nächsten Monate wird unsere innere Politik unter dem Zeichen der parlamentarischen Verhandlungen stehen.

Da wird denn auch die alte Frage nach ihrer Bedeutung und ihrem Wert für die Arbeiterklasse auftauchen. Diese Frage ist im Laufe der Jahrzehnte sehr verschiedentlich beantwortet worden. Zu den Anfängen der Partei manchmal in ganz wegschweifender Weise; in den Jahren des Sozialistengesetzes - und unter den damaligen Ausnahmeverhältnissen mit gutem Grunde - in sehr hoch gestimmtem Tone; in der letzten Zeit regt sich wieder mehr der Zweifel, der jedenfalls dadurch nicht erloscht wird, daß die Zweifler mit erheblicher Geistes in die anarchisierende Volkschlucht geschleudert werden.

Suchen wir uns über die Frage zu verständigen, was lange nicht so schwierig ist, wie es zu sein scheint. Zunächst ist klar wie das Einmalige, daß unser nächstes Ziel, die Eroberung der politischen Gewalt, um die öffentlichen Einrichtungen im Sinne der Arbeiterklasse umzugestalten, niemals auf parlamentarischen Wege erreicht werden kann. Befähigen wir die Mehrheit im Reichstage, und wollten wir damit beginnen, die Monarchie abzuschaffen oder die Miliz einzuführen, des Gemeineigentums ganz zu geschweigen, so wäre unter dem Jubel aller bürgerlichen Parteien der Staatsstreich da. Es soll damit nicht gesagt sein, daß der Staatsstreich liegen würde. Beileibe nicht! Aber man muß ihn dann auf einem anderen Boden bekämpfen, als dem parlamentarischen, der spurlos in der Versenkung verschwunden sein würde.

Das heißt mit anderen Worten: Die Sozialdemokratie ist unter bürgerlich-parlamentarischem Gesichtspunkt eine geborene Minderheitspartei. Damit ist nun wieder nicht gesagt, daß sie nicht einen bedeutenden, ja selbst einen wesentlichen Einfluß ausüben könne. Siehe das Zentrum, das auch eine geborene Minderheitspartei ist. Aber freilich, eine ultramontane Politik des Volksverrats, eine Politik voll Lug und Trug, die bald nach links die demokratische und bald nach rechts die reaktionäre Pfote für eigennützige Zwecke

*) Wir entnehmen diesen Artikel dem Dezemberheft der vortrefflichen Monatschrift „Lichtstrahlen“, herausgegeben von Julian Borchardt. Bestellungen auf die „Lichtstrahlen“ (pro Nummer 10 Pfennig) nehmen unsere Buchhandlung, unsere Zeitungsträger und die Parteifunktionäre entgegen.

ausstreckt, kann die Sozialdemokratie nicht treiben, ohne sich selbst aufzugeben. Was sie tun könnte und unter den gegebenen Verhältnissen auch wirklich tut, das ist der Versuch, den Deutschen Reichstag aus seines Nichts durchbohrendem Gefühle aufzuwecken und ihn zum Kampfe um die politische Herrschaft gegen die Regierung anzuspornen. Würde der Schwerpunkt des Klassenstaates von der Krone ins Parlament verlegt, so wäre das auch für unsere Sache ein ungewöhnlicher Fortschritt. Aber wo ist die bürgerliche Partei, die solcher Ehrgeiz begeht und für solchen Zweck die Unterstützung der Sozialdemokratie wünscht oder auch nur annimmt? Es gibt keine, hat nie eine gegeben und wird auch nie eine geben. Die Sicherheit, auf das Proletariat rechnen zu können, macht die Bourgeoisie nicht tapferer, sondern kopfschmer. Sie braucht nur den Daumen auf ihren großen Geldbeutel zu halten, um die Regierung kurre zu machen. Aber so hoch verleiht sich ihr Ehrgeiz niemals, aus bleicher Angst um die Gefährdung ihrer Klassenrechte, durch die Arbeiterklasse. Seit 40 Jahren hat der Reichstag niemals eine ernsthafte Geldforderung der Regierung abzulehnen gewagt, selbst wenn er sie für noch so überflüssig oder gar schädlich hielt. Höchstens gestattete er sich kleine Abstriche, die in ihrer Art ebenso die Freundschaft unterhalten wie kleine Geschenke. Diese Geldbewilligungsmaschine in ihrem endlosen Umtriebe zu hemmen, hat die Arbeiterklasse in ihrer parlamentarischen Betätigung durchaus kein Mittel.

Aber, so sagt man: Sie kann nützliche Gesetze schaffen oder schaffen helfen; sie kann die Verwaltung kontrollieren und dadurch viel Gutes stiften. Sicherlich kann sie das, und in der einen wie in der anderen Beziehung darf unsere Reichstagsfraktion auf eine ebenso arbeitsreiche wie verdienstliche Vergangenheit zurückblicken. Aber man übersehe doch nicht die Kehrseite der Medaille! Wenn wir Arbeiterschutzesetze schaffen oder schaffen helfen, so schwächen wir nicht, sondern stärken den Kapitalismus und entfernen uns von unserem eigentlichen Ziele, dem Gemeineigentum; wenn wir gegen die Soldatenmißhandlungen ankämpfen, so schwächen wir nicht, sondern stärken den Militarismus und entfernen uns von unserem eigentlichen Ziele, der Miliz. Treitschke erzählte in einer seiner Schriften, ein höherer Offizier habe ihm gesagt, weil eine Anzahl sozialdemokratischer Schreiber im Reichstage lägen, die jeden Mißstand mit ungeheurem Lärm an die große Glocke hingen, so strengte sich die Heeresverwaltung an, alles zu vermeiden, was eine sozialdemokratische Kritik hervorrufen könnte, und das Heer käme dadurch in eine sehr gute Verfassung. Sieht man von der geschmacklosen Form ab, so enthalten diese Sätze eine unbestreitbare Wahrheit; es liegt im unveräußerlichen Wesen des bürgerlichen Parlamentarismus, daß er gerade da, wo er so funktioniert, wie er vernünftigerweise funktionieren soll, dazu führen muß, die bürgerliche Gesellschaft zu stärken.

Eben dasselbe gilt von der wichtigsten Aufgabe, die die Sozialdemokratie im Reichstag zu erfüllen hat: von dem Schutz der paar Rechte, die die Arbeiterklasse noch im Deutschen Reiche besitzt. Auch in dieser Beziehung hat unsere Reichstagsfraktion hohes Lob verdient durch mehr als eine siegreiche Schlacht, die sie geschlagen hat. Aber dadurch, daß wir im mühseligen Kampfe behaupten, was wir besitzen, kommen wir noch nicht einen Schritt vorwärts.

Bleibt noch die agitatorische Wirkung der parlamentarischen Betätigung. Bei ihr kommt es sehr auf die Umstände an. Sie hatte die höchste Bedeutung in den Tagen des Sozialistengesetzes; heute, wo wir eine ausgebreitete Presse, ein weiterverzweigtes Vereins- und Versammlungswesen haben, ist sie nicht mehr so unerlässlich. Ein weit rechtsstehendes Parteiblatt meinte vor Jahr und Tag sogar, die Ueberfüllung mit parlamentarischen Reden schädige die Wirksamkeit der Parteipresse in bedenklicher Weise; jedenfalls hatte diese Ansicht mehr für sich, als wenn kürzlich in unserer wissenschaftlichen Zeitschrift einer unserer Parlamentarier ausführte - noch dazu in einer Polemik gegen ein Parteiblatt, dessen Redaktion ihn selbst zu ihren Zierden zählt - die sozialdemokratische Reichstagsfraktion sei sozusagen der Moule der Partei und die Parteipresse nur der überall hemmende und störende Hoffriegsrat; diesem wackeren Strategen würde Marx, wenn er noch lebte, ein wenig auf die Beine geholfen haben. Soviel dürfte jedenfalls unbestreitbar sein, daß die Agitation durch Flugblätter und Zeitungen, durch Vereine und Versammlungen ungleich nachhaltiger wirkt, als die Agitation von der Reichstagstribüne, die leicht gefährliche Illusionen wecken kann, neben anderen Schattenseiten, die sie hat.

Dies wären die wichtigsten Gesichtspunkte zur Beurteilung der Frage, welche Bedeutung die parlamentarische Betätigung für die Arbeiterklasse hat und überhaupt nur haben kann. Sie ist ein unbedingt notwendiges, ein ganz unentbehrliches Werkzeug des politischen Klassenkampfes, aber weder seine schärfste noch seine wirksamste Waffe. Den Schwerpunkt dieses Kampfes in sie verlegen, hieße einen verhängnisvollen Irrweg beschreiten.

Aus Westpreußen.

Danzig.

Unwetterchäden.

Der Nordsturm, der in den Weihnachtstagen den Ostseeküsten große Schäden zufügte, dauert fort und hat die pommerische und westpreussische Küstenlandschaft besonders schwer mitgenommen. In ganz außerordentlichem Maße hat die Halbinsel Helgoland gelitten. Bei Ceynowa ist sie vom Meere durchbrochen worden. Dadurch ist die Telegraphenleitung zerstört. Und da auch der Postdampfer zwei Tage nicht verkehren konnte, ist es unmöglich über Einzelheiten zu berichten. Man weiß nur, daß neuerdings wieder Fischerhäuser überflutet und von der Flut zum Einsturz gebracht wurden. Westpreußen ist gleichfalls sehr in Mitleidenschaft gezogen. Ein großer Teil der hier im Laufe des letzten Sommers vorgenommenen Strandbesetzungsarbeiten ist vergeblich gewesen. Der hohe Damm, der in der Gegend des alten Forts aufgeschüttet war, ist verschwunden. Die Ruinen der Batterie treten wieder zu Tage. Stellenweise bedroht die Brandung bereits die von Westpreußen nach Weichselmünde neu angelegte Straße. Der Betrieb der Fähre bei Weichselmünde mußte zeitweise eingestellt werden. Die Danziger und die Elbinger Marienburger-Niederung sind zum großen Teile überflutet. Die Gegend um den Draußensee steht völlig unter Wasser. Die Chaussee Puhlig-Gnesdau ist an verschiedenen Stellen ebenfalls überflutet. Bei Karwenbruch sind 300 Meter Dünengelände fortgerissen, bei Rihöft ist ein Teil der Steinmauer zerstört.

Die gleichen Unglücksnachrichten kommen aus Ostpreußen und Pommern. Große Landstreden sind unter Wasser. In Pommern blieben viele Züge im Schnee stecken. Der Schaden, den das Unwetter anrichtete, wird sicher viele hunderttausend Mark betragen.

Die allgemeine Ortskrankenkasse und die Ärzte.

Die ärztliche Versorgung der Mitglieder der allgemeinen Ortskrankenkasse und ihrer Familienangehörigen, soweit nach der Satzung Familienhilfe zu gewähren ist, ist nach einer Vereinbarung zwischen der kassenärztlichen Kommission des ärztlichen Vereins und dem Vorstande der allgemeinen Ortskrankenkasse gesichert. Danach übernehmen die kassenärztlich treibenden Mitglieder des Vereins ab 1. Januar 1914 die ärztliche Versorgung. Die Behandlung der Kranken wird nach denselben Grundsätzen erfolgen, nach denen die Behandlung von Kassenpatienten bisher in Danzig erfolgte. Auf die während der Dauer des Provisoriums geleistete kassenärztliche Tätigkeit werden die Bedingungen des endgültigen Vertrages, über dessen Abschluß vor Anfang Januar verhandelt werden wird, rückwirkend Anwendung finden.

Auf diese Weise ist also die Einstellung der ärztlichen Tätigkeit sowie die Anwendung weiterer Kriegsmaßregeln verhindert. Es ist dringend zu hoffen, daß nun auch ein Vertrag zustande kommt, der die Kasse und damit die Kassenmitglieder nicht zu hart belastet.

Auch noch in diesem Stadium der Vertragsverhandlungen gefallen sich die Neuesten Nachrichten in ihrer unwahren Stimmungsmache zu Gunsten der Ärzte. Sie behaupten auch am 30. Dezember, daß in Danzig von vornherein zwischen Kassen und Ärzten zufriedenstellende Vereinbarungen zum Abschluß fertig waren und so die Einigung leicht gemacht war. Diese Behauptungen sind dreiste Unwahrheiten. Nach den zentralen Vereinbarungen ist die Berechnung des Honorars die Hauptfrage des neuen Vertrags geworden. Gerade hierüber ist aber in den bisherigen unverbindlichen Erörterungen in Danzig keine auch nur annähernd mögliche Verständigung erreicht worden.

Es kennzeichnet das Fuchsblatt, daß es trotz seiner Abfertigung durch Stadtrat Loop selbst in dieser sehr ersten Angelegenheit in seiner tendenziösen Unwahrhaftigkeit beharrt.

Ein Abschiedessen.

Wenn unter gewöhnlichen Verhältnissen jemand aus einem Kreise von Freunden und Bekannten scheidet, so ist es seine Sache, ob er sie zum Abschied festlich vereint. Der Schmerz aller Danziger über den Untergang des ältesten Sohnes des Kaisers hat aber einen hochwohlwollenden Magistrat so ergreifen, daß er den Abziehenden zu einem Festessen am 29. Dezember in den Artushof einladet, das nach der beschiedenen Versicherung der Fuchsbüchsen Neuesten Nachrichten bloß zu „einem Stück Danziger Geschichte“ geworden ist.

Etwas Kopfschmerzen bereitete unter den gegebenen Umständen die Ausbringung der Kosten. Um des „patriotischen“ Eindrucks halber schenkte man doch davor zurück, sie für das üppige Mahl in dieser Zeit ganz aus dem Steuerfädel zu nehmen, in der viele Hunderte Arbeitsloser mit Frauen und Kindern schuhlos hungern müssen. So kam man zu dem Ausweg, wenigstens einen Teil der Kosten durch die Beiträge der Festessen zu decken. Jeder mußte zu dem löblichen Zwecke für das Kouver mit Wein 8 — acht — Reichsmark beitragen. Dafür bekam man, außer den alkoholischen Flüssigkeiten, folgende spartanische Speisefolge:

- Raviar auf Eis,
- Forelle, blau, mit holländischer Tunke,
- Rehrücken mit frischen Edelpilzen und feinen Kräutern,
- Schokoladenbowle mit warmem Vanillebeiguß,
- Nachtsich.

Wenigstens können sich unsere Leser nun noch nachträglich das Wasser im Munde zusammenlaufen lassen. Wie der Rest der Kosten aufgebracht werden soll, ist noch nicht entschieden. Möglicherweise soll dazu ein Dispositionsfonds in Anspruch genommen werden!

Kleines Feuilleton.

Der Atlantische Ozean während der Eiszeit.

Nachdem Professor Schott von der Seewarte in Hamburg in seinem vortrefflichen Werk über die Geographie des Atlantischen Ozeans, alle Angaben gesammelt hat, die einen Aufschluß über die Zustände im nördlichen Teil dieses Meeres während der großen Eiszeit geben können, sind einige neue Forschungen hinzugekommen, die von einem Professor Peterson in der „Internationalen Revue der gesamten Hydrobiologie und Hydrographie“ besprochen werden. Die Hebungen und Senkungen der Atlantischen Küste Europas, die sich seit der Eiszeit vollzogen haben, sind nach Professor De Geer in weit kürzerer Zeit erfolgt, als man früher anzunehmen wagte, denn seit der Eiszeit sollen nicht mehr als etwa 13 000 Jahre verstrichen sein. Wie groß die Umwandlungen am Ende der Eiszeit für Norddeutschland gewesen sein müssen, ergibt sich schon daraus, daß am Schluß der Eiszeit, wie zuerst Fridtjof Nansen nachgewiesen hat, die bis dahin noch vorhandene Landbrücke zwischen Grönland und Schottland einbrach, so daß der nördliche Atlantische Ozean und das Eismeer ineinander floßen. Diese Annahme beruht auf der Beobachtung, daß eine dünne Schlammschicht, die zweifellos aus dem Golfstrom herrührt, auf eiszeitlichen Ablagerungen des heutigen Nordseebodens abgelagert worden ist. Durch die neuesten Expeditionen in diesem Meeresgebiet ist der Zustand des Nordatlantischen Ozeans während und nach der Eiszeit noch besser aufgeklärt worden. Bei dem Eintritt dieses ungeheuren Ereignisses mußten alle Küsten des Nordatlantischen Ozeans viel höher gewesen sein als heute. Ein Golfstrom bestand überhaupt noch nicht, denn der ganze nördliche Teil des Meeres war nach dem Ozean getrennt, ebenso wie das Mittelmeer und die Nordsee. Der Atlantische Ozean wurde so im Norden von einer Küste begrenzt, die Grönland und Schottland verband. Als dann von Skandinavien her die Eisdecken nach allen Seiten vorrückten, bildete sich längs dieser Küste eine abwärts gerichtete, wie heute das Südpolare Festland umgeben. Ebenso lösten sich von diesem Land mächtige Eisberge los, mit denen Gletscherströme, die aus Island, den Färöern und Schottland kamen, auf dem Ozean nach Süden schwammen. Das normale Nordatlantische Tiefwasser, das heute bis zur Breite von 24 Grad, also nicht weit vom Wendekreis vom Norden des Atlantischen Ozeans heraufsteigt, Gleichzeitung ging unter den kalten Schmelzwässern, die vom Eisland nach Süden floßen, ein warmer Strom bis zu diesem Grade hinauf. Das Nordpolarmeer war während der Eiszeit wahrscheinlich ein von Gletschern umgebenes und von Treibeis erfülltes Teil des Pazifischen Ozeans, aber ebenfalls auch ein Binnenmeer. Nach der Eiszeit trat denn die Katastrophe ein, die den atlantischen Gewässern die Torte zum Nordmeer öffnete, und dieser Vorgang hat wohl das Ende der Eiszeit herbeiführt. Da der Zutritt der warmen atlantischen Wasserströme die Abschmelzung der skandinavischen Eisbede verursachte. Von besonderem Interesse ist nach der Auffassung, daß während der Eiszeit die großen Flüsse, die sich im Nordeuropa gebildet hatten, also die Elbe, der Rhein, die Themse usw., ihr Wasser vereint durch den Englischen Kanal ergossen, während die Schmelzwässer Norwegens ihren Weg durch das Nordmeer nach dem Pazifischen Ozean genommen haben dürften.

men werden! Hoffentlich erfahren wir vom städtischen Pressebureau, ob dieses Gerücht begründet ist!

Um Kronprinzens bei der Ansahrt alles Ungemach zu ersparen, war für diesen einzigen Besuch auf Kosten der Steuerzahler vor dem Artushof von der Straße bis an das Haus extra ein Zeltbach gebaut! Wir zweifeln hiernach wenigstens nicht mehr daran, daß der Oberbürgermeister einigen abziehenden Bürgern das Leben sehr angenehm macht.

Zu viel patriotische Harmonie scheint sich über diesen natürlich glanzvollen Abend nicht ergossen zu haben. Sogar der schwarzblaue Führer Schmidt fehlte. Ebenso glänzte der Stadtverordnetenvorsteher, Justizrat Kerst, durch Abwesenheit. An seiner Stelle machte Kommerzienrat Münsterberg die sogenannten Honneurs. Das kommerzienrätliche Entzücken über diese hohe Ehre läßt sich unmöglich schildern.

Natürlich gab es bei dem frugalen Mahl nicht nur „füßliche Lebenswürdigkeiten“ im Uebermaß, sondern auch wieder die notwendigen „historischen Momente“. So zum Beispiel soll die Frau des Kronprinzen die höchst bedeutsamen Worte: „Ach, mein liebes Neufahrwasser“ zum Stadtverordneten Krupka gesprochen haben. Es geschah aber noch viel Wichtigeres. Vor einiger Zeit wußte die bürgerliche Presse pessimistische Gemüther durch die tröstliche Versicherung zu erfreuen, daß der Kronprinz durchaus nicht darauf angewiesen sei, sich in diesem Gewerbe zu ernähren. Wenn es vom Schlimmen zum Schlimmsten kommen sollte, so würde er als ein tüchtiger Drechsler noch immer ein sehr gutes Auskommen haben. Das war wirklich einmal eine sehr frohe Botschaft auch für uns vaterlandslose Gesellen. Allerdings fehlte bisher jeder Nachweis dafür, daß das handwerkliche Können des Herrn über etwas sportlichen Dilettantismus hinausgeht. Trotzdem überbrachte der schwarzblaue Stadtverordnete Habel die Ernennung der Ehrenmitgliedschaft für die Danziger Drechsler-Innung. Wir können dazu versichern, daß eine praktische Prüfung des Ehrenmitgliedes nicht stattgefunden hat.

Endlich losgelassen.

Die Silvestergeister bringen regelmäßig humoristische Uebererzählungen. Pantoffelwerfen, Glückstreifen und Zinnigeln wechseln in bunter Folge als beliebte Hilfsmittel ab, um prophetisch das Dunkel der Zukunft zu lüften. Den Lesern der Danziger Zeitung wurde diesmal aber noch ein besonderer Genuß bereitet. Ausgerechnet am schicksalswangeren Silvestertage fabrizierte Dr. John, der gelehrte — und nicht etwa bloß gelehrte — Syndikus des Verbandes ostdeutscher Industrieller eine — wir müssen die Verantwortung für den sehr irreführenden Ausdruck schon abhaken — Antwort auf den bereits am 28. November erschienenen Artikel des Herrn Dr. A. Schmidt über die öffentlich-rechtliche Belastung der Industrie.

Wir können uns die eingehende Betrachtung des amüsanten Aufsatzes ohne Schaden für unsere Leser sparen. Um so neidlos für Herrn Dr. Schmidt zu dieser „Widerlegung“ gratulieren. So weit er noch eine Antwort gegen den ostelbischen Scharfmacher-Syndikus für nötig halten sollte, werden wir davon gern Notiz nehmen.

Dr. John beklagt in der Einleitung seines Aufsatzes, daß er infolge „verschiedener Umstände“ nicht eher erwidern konnte. Das glauben wir ihm um so eher aufs Wort, als er nicht einen einzigen dieser niederträchtigen „Umstände“ nennt. Am Schluß bedauert er, daß er „wegen Raummanqels“ nicht auf alle Punkte eingehen kann. Auch das ist sehr rührend. Und an der herzlichen Arbeiterfreundlichkeit des Syndikus zweifelt niemand, wenn er weiter die Beteuerung liest, daß die Sozialpolitik nach seinem Wunsch mit der nötigen Bremse trotz der ruinierten Industrie fortgeführt werden soll.

Anatol France über den Sozialismus.

Der berühmte französische Schriftsteller Anatol France weilte kürzlich in England. Während seines dortigen Aufenthaltes hielt er in London eine Rede, die wir nachstehend wiedergeben:

Anatol France sagte: „Ich bin Sozialist seit einer Reihe von Jahren und bin es mit jedem Tage mehr. Ich bin Sozialist, weil der Sozialismus die Gerechtigkeit ist; ich bin Sozialist, weil der Sozialismus die Wahrheit ist, die aus dem Lohnsystem so unvermeidlich hervorgeht, wie das Lohnsystem aus der Leibeigenschaft hervorgeht. Die Sklaverei, hat Bernard Shaw einmal gesagt, hat ihren Höhepunkt in unserer Epoche erreicht, in der Form der frei entlohnten Arbeit. Wir geben anderen Formen entgegen, wir gehen zum Kollektivismus. Sklaverei, Lohnsystem, Kollektivismus, das ist die notwendige Reihenfolge der wirtschaftlichen Formen.“

Ich bin Sozialist nach aus einem delikateren, besonderen Grunde. Ich bin es aus Vergnügen. Man hat so seine Schwächen, seine menschlichen Gemüthe. Ich bin Sozialist, weil ich als Sozialist beschimpft werde von den Dummköpfen, von den Anarchisten, von den Ignoranten. Sehen Sie einmal Jaurès. Er ist ein großer und großherziger Geist, der beredteste unserer Redner. Auf die Zeitungsartikel, die ihn beschimpfen, gestellt, würde er um Haupteslänge den Napoleon der Vendémiaire überragen. Daran erkennt man die Kraft und die Güte einer Theorie.

Ich bin schließlich Sozialist, weil man in unserer Zeit für oder gegen den Sozialismus sein muß. Die da vorgeben, weder für noch gegen zu sein, zählen nicht. Es ist heute nicht mehr möglich, gleichgültig zu bleiben. Wir haben zwei Feinde: den Kapitalismus und den Krieg. Gegen diese zwei einander verbundene Angebeuer ist der mit uns, der gegen den Krieg ist, weil nur der international organisierte Sozialismus fähig ist, die Anstrengungen der kriegführenden Parteien zu behindern, wie er es im Vorjahre in Belgien bewiesen hat.

Wenn wir in Frankreich gegen einen Mann kämpfen, darf man nicht annehmen, daß mit einem persönlichen Kampf führen. Es ist ein Kampf für eine Idee. In England glauben viele Leute, daß die politische Partei, die in Frankreich die dreijährige Dienstzeit wiederherstellen ließ, nur das Heil der Nation im Auge hatte. Wir aber, wir wissen wohl, daß die Rückkehr zum dreijährigen Militärdienst, weit mehr sozialen Absichten entspricht, als dem Gedanken der Landesverteidigung.

Es ist das der erste Effekt einer rückständigen Organisation der Welt. Er ist mindestens eben so sehr gegen das französische Proletariat gerichtet wie gegen eventuelle Eroberer; er zielt eben so sehr auf der Konföderation der Gewerkschaften wie nach dem Loch in den Bogenen.

Wenn diese Reaktionsminister, die klerikalen Abgeordneten, diese Geschäftsmänner, die gestern noch die Geschichte unseres Landes leiteten, wirklich eine deutsche Gefahr im Auge gehabt hätten, wenn sie wirklich um die nationale Verteidigung besorgt gewesen wären, würden sie etwas anderes vorgeschlagen haben als eine Rückkehr zur Berufsarmee, deren Unzulänglichkeit bekannt ist. Sie würden die lebendigen Kräfte der Demokratie aufgerufen haben, sie würden das Volk in Waffen aufgerufen haben, das einzige und große Hilfsmittel eines freien Landes. Aber das war wohl die Sorge unserer Herren. Sie wollten nur das Land militarisieren, um es leichter regierbar zu machen.

wenn auch das Verhältnis zwischen Arbeitern und Unternehmern dank der Hebarkeit, die von den Feinden des Unternehmertums betrieben wird, immer schlechter wird. Diese Phrase ist schon weniger rührend, dafür aber unendlich vornehmer! Wohin diese unverhüllte Denunziation zielt, zeigen die nächsten Zeilen, in denen dieser Verteidiger des Kapitals zu schreiben wagt von den Leuten, die es zwar gut meinen, aber von den praktischen Verhältnissen nur eine unklare Vorstellung haben.

Bei dieser Höhe der „Widerlegung“ ist die Grenze der parlamentarisch zulässigen Antwort erreicht. Man staunt nur noch über die beschiedene Selbstentwürdigung des Mannes, dem so heimgeleuchtet ist, und der trotzdem den einzig verständnisvollen Praktiker heraussticht. Des Rätsels Lösung zeigt aber sehr einfach die Stellung der beiden Männer, die an dieser Auseinandersetzung beteiligt sind: Herr Dr. Schmidt schrieb als unabhängiger Bürger aus eigener Ueberzeugung. Dr. John dagegen befindet sich in der viel angenehmeren Zwangslage, als Vertreter der organisierten Scharfmacher das Schreiben zu müssen, was diese ihm — gestattet.

Ein politischer Charakter. Die Neujaahrsnummer der Danziger Zeitung beginnt mit politischen Neujaahrs-wünschen des bürgerlich-freimüthigen Reichstags- und Landtags-abgeordneten Weinhausen. Es kennzeichnet den vielgewandelten, einst sogar demokratischen Nationalsozialen, daß das inhaltlose Geschreibe nicht einen einzigen Satz enthält, in dem regere sozialpolitische Tätigkeit gefordert oder der Uebermut der Scharfmacher zurückgewiesen wird.

Die größere Hälfte des Artikels benutzt W. zur Verteidigung der Liberalen wegen ihrer Haltung in der Zaberber Angelegenheit gegen die Angriffe der Reaktionskräfte. Wegen die Verhimmelung der Träger der militaristischen Säbelbüchse und die Verunglimpfung derer, die für Gesetz und Recht eingetreten sind, wendet er sich einigemmaßen entschieden. Diese Abwehr ist ein wahres Paradestück freimüthiger Folgerichtigkeit. Kein deutsches Blatt hat schärfer gegen die Verteidiger der Volksrechte und damit auch gegen Weinhausen wegen ihrer Zurückweisung der militaristischen Ausschreitungen von Zaberber gehetzt, als die Neuesten Nachrichten des nationalliberalen Großkapitalisten Fuchs. Zu den ständigen Leitartiklern dieses Blattes gehörte aber der in der Danziger Zeitung so fürchtbar entrüstete — Weinhausen!

Mit der Feststellung dieser einfachen Tatsache ist jede Kritik dieser wunderbaren Freimüthigkeit unnötig geworden.

Die Mißstände an der Krantorfähre haben wir unlängst besprochen. Dabei machten wir besonders darauf aufmerksam, wie lebensgefährlich die Passage auf der zum Wasser führenden Straße am Bleihof bei Frost und Glätte sein mußte. Jetzt ist dieser Zustand eingetreten. Am Mittwoch Vormittag mußten wir uns selbst davon überzeugen, daß die schräge Straße spiegelblank gefroren zum Wasser hinabführt! Wohl waren die Trottoirs am Generalkommando, wo nur höchst selten ein Mensch geht, stark mit Sand bestreut. An der Fähre, deren Zufahrtsweg direkt ins Wasser führt und täglich notgedrungen von Hunderten von Erwachsenen und Kindern passiert werden muß, war nicht die geringste Vorjorge gegen die Glätte getroffen. Der Pächter Posenauer und seine Leute lehnten es trotz Aufforderung ab, etwas dagegen zu tun. Ein Schuhmann verweigerte es, zum Schutz der Passanten einzuschreiten.

Eine Passantin, die bei der Glätte zu Fall gekommen war, begab sich ins Rathaus, um beim Magistrat, als dem Eigentümer der Fähre, Beschwerde zu führen. Beim Oberbürgermeister wurde sie gar nicht vorgelassen. Nachdem man sie erst ganz abweisen wollte, mußte man ihr schließlich zu, zu dem Dezernenten, Stadtrat Runge, bis zur Thornschen Gasse

Wir aber, englische, deutsche, französische Sozialisten, wir haben für uns ein gemeinsames Ideal verbunden mit dem gemeinsamen Willen zum Frieden. Daß zwischen Frankreich und Deutschland eine sentimentale Animosität, daß zwischen England und Deutschland eine wirtschaftliche Rivalität besteht, das leugnen wir nicht. Was wir leugnen, ist, daß von Land zu Land, zwischen diesen drei großen Nationen ein grundlegender, unverföhnlicher Gegensatz bestände. Wir wollen zwischen ihnen jede Mißstimmung beseitigen, jede Animosität verschwinden machen. Der Krieg würde nichts mehr entscheiden. Die Zeiten sind vorüber, wo der Sieger das besiegte Volk vernichtete und in ein Knechtsverhältnis brachte. Jeder Krieg wäre künftig eine nutzlose Verheerung, ein zweckloses Verbrechen.

In unserem demokratischen Lande gibt es Klassen, wie in England, in Deutschland, in Rußland. Die Klasse des Volkes hält nicht an der Vergangenheit, hat nicht ihre Ideen, ihren Glauben, ihre Leidenschaften. Diese Klasse ist friedfertig. Alle Arbeiter der großen Industrie, das gesamte Proletariat ist friedfertig. Es ist notwendig zu wissen, das Proletariat aller Länder ist schon durchdrungen von der sozialistischen Maxime. Die Vereinigung der Arbeiter ist der Weltfrieden.

Ein Fisch aus 6000 Metern Tiefe.

Nach vor wenigen Jahren zweifelte die Gelehrten an der Möglichkeit, daß sich in sehr großen Meerestiefen lebende Tiere befinden könnten. Der gewaltige Wasserdruck und das völlige Fehlen von Licht schienen der Entwicklung lebender Wesen hindernd in den Weg zu treten. Diese Anschauung erfährt nun eine völlige Umwandlung infolge einer Veröffentlichung des Zoologen Professor Louis Roule vom Pariser naturhistorischen Museum. Im Bulletin des Ozeanographischen Instituts gibt er die Beschreibung eines Tiefseefisches, den der Fürst von Monaco auf einer seiner letzten Fahrten aus einer Tiefe von 6035 Metern emporbringen konnte. Zu Ehren des Entdeckers hat dieser unentdeckte Tiefseefisch den Namen Trimalichtys profundissimus erhalten. Der Rumpf dieses eigenartigen Tiefseebewohners ist verhältnismäßig dick, am vorderen Teil sehr schwer, er jünger sich nach hinten; kleine nebeneinanderliegende Schuppen, die tief mit der Haut verwachsen scheinen, umhüllen den Körper. Der Fisch ist charakteristisch dadurch, daß alle Gräten der Brustregion frei und fester sind. Er hat ein starkes Rückgrat, der Kopf ist plump, abgerundet, weich und am oberen Teil etwas abgeplattet. Seine Länge entspricht etwa einem Sechstel der Gesamtlänge des Tieres. Die Augen sind ungewöhnlich klein, aber deutlich erkennbar und durch eine Haut geschützt, die sich als dünne, durchsichtige Schutzhülle über die Sehorgane legt. Die Zähne sind zahlreich und klein. Die Farbe dieses am tiefsten lebenden Fisches ist sehr blaß. Die Haut ist im allgemeinen farblos und von Pigmenten fast ganz frei; dagegen weisen die Bauchgegend und der Kopf ein ziemlich hart zum Violet hinüber spielendes Grau auf. Das Maul und die Maulhöhle zeigen eine sehr dunkle, stellenweise fast schwarze violette Färbung. Aus diesen verschiedenartigen Färbungen geht hervor, daß selbst noch in den größten Meerestiefen Licht vorhanden sein muß. Der gewaltige Druck von mehr als 600 Atmosphären scheint also die Entwicklung des Lebens keineswegs zu beeinträchtigen.

zu gehen! Erst als sie gegen diesen Vorschlag protestierte, verstand man sich schließlich dazu, sie im ersten Bureau anzuhören. Dort ver sprach man auch Abhilfe.

Die Erfahrungen der Beschwerdeführerin im Rathaus ehren den Kommunalfreisinn kaum. Im Rathaus mußte jede Bürgerin, auch wenn sie nicht als Kommerzienrätin oder Kronprinzessin auftritt, unterschiedslos als Dame behandelt werden. Hoffentlich sieht man diese Notwendigkeit auch bald in den regierenden Kommunalkreisen Danzigs ein. Ferner ist es sehr dringend erforderlich, daß der Magistrat die Verhältnisse an der Fährre so ändert, daß es nicht erst einer Beschwerde bedarf.

Wie wir uns leider später überzeugen mußten, scheint noch keine Aussicht zu bestehen, daß sich die hier ausgesprochene Erwartung erfüllt. Es ist unglücklich, aber wir haben uns davon überzeugen müssen, daß trotz der Beschwerde weder am Mittwoch noch am Donnerstag und auch nicht am Freitag Vormittag etwas zum Schutz gegen die Glätte getan war. Es ist deshalb sehr begreiflich, wenn die Passagiere der Fährre, die den kronprinzlichen Baldachin auf dem Langenmarkt bewundern konnten, sich darüber ihre eigenen Gedanken machen, mit welcher Sorgfalt der Magistrat für ihre eigene Sicherheit sorgt.

Das gewerkschaftliche Organ der Seeleute schreibt von der fiskalischen Werft Danzig:

Staatsbetriebe sollen Musterbetriebe sein. Wie es damit aussteht, können unsere Kollegen vom Werftdampfer *Wotlau* beurteilen, wenn man berücksichtigt, daß der Dienst der Besatzung an Bord von 5.30 Uhr morgens bis 2 Uhr nachts dauert. Auch die Behandlung der Kollegen ist nicht einwandfrei — Kommandoton, Referenzjargon. Als kürzlich ein Mann der Besatzung des Schiffsführer um einen halben Tag Urlaub bat, wurde er von diesem angefahren und verlangt, er solle einen Erlaßmann stellen. Weil der Kollege der Auffassung war, daß es Sache des Vorgesetzten sei, sich einen Erlaßmann von der Werft zu besorgen, war der Schiffsführer so erbost, daß er den Mann um 2 Uhr nachts von Bord jagen wollte, obgleich um diese Zeit keinerlei Fahrgelegenheit mehr bestand. Als der Schiffsführer den Mann morgens 5 Uhr noch an Deck gewahrte, wollte er ihm 20 Pfennig geben mit der Bemerkung, er solle damit schleunigst nach Hause fahren. Der Mann verzichtete aber auf die Menschenfreundlichkeit des Herrn Schiffsführers und fuhr mit einem Boot zur Werft zurück. Ebenso erging es einem Kollegen, als der Dampfer auf einer Nachttour an der *Kaiserin* anlegen sollte, weil der Rudersmann, der nach den Befehlen des Schiffsführers steuerte, beim Anlegen zu weit vom Schiffe abkam, worüber einige Passagiere lachten. Darüber war der Herr Vorgesetzte so erbost, daß er sofort nach Ankunft im Hafen den Mann ablösen ließ, mit der Begründung, er könne nicht nach dem Kompaß steuern, trotzdem der Kollege den Posten schon 1 1/2 Jahre auf dem Dampfer bekleidet hatte. Zu bemerken ist noch, daß auch mit den Personen, die den Dampfer als Verkehrsboot zwischen Hafen und den auf der Reede liegenden Kriegsschiffen benutzen müssen, recht unanständig umgegangen wird. Von den „besseren“ Leuten wird keine Bescheinigung verlangt. Aber die Frauen der Besatzung hat der Schiffsführer schon mit dem Mittagstische in der Hand von Bord gejagt. Hieraus können unsere Kollegen erkennen, daß auch in einem Staatsbetriebe die Organisation ebenso notwendig ist, wie in einem Privatbetriebe.

Freie Turnerschaft Danzig. Wir werden um folgenden Hinweis gebeten. Am Mittwoch, den 7. Januar 1914 ist die erste Monatsversammlung im neuen Jahre. Mögen alle Turnschwestern und Turngenossen besonders in diesem neuen Zeitabschnitt mit noch größerem Eifer und mit Selbstaufopferung an die Arbeit gehen, damit wir der bürgerlichen Koalition standhaft widerstehen und sie überwinden. Auf den letzten Gewaltakt, die Politischerklärung des Arbeiter-Turner-Bundes, muß es für jeden organisierten Arbeiter und jede Klassenbewußte Arbeiterin heißen: **Hinaus aus den bürgerlichen Klimbimvereinen, hinein**

in den Fortschritt, in Hemmlicher Körperpflege, in die Arbeiter-Sport- und Turnvereine — hinein in die Freie Turnerschaft Danzig. — Helft uns die Knüppel zerbrechen, die man uns zwischen die Beine geworfen. Man will uns die Jugend entreißen! Wollt ihr das kampflös zulassen? Wir Arbeiterturner wollen und müssen aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen. Dazu bedarf es aber aufopfernder Tätigkeit nicht nur aller Mitglieder der Freien Turnerschaft, sondern aller Angehörigen der arbeitenden Klasse. Werft die Faulheit und Trägheit von euch, und beherzigt das schöne Lied: Turner, auf zum Streite, tretet in die Bahn, dann muß der Sieg, wenn auch nach schwerem Kampfe, unser sein.

Neuaufnahmen werden mündlich in den Turnstunden, schriftlich von Johannes Michalski, Danzig-Stadtgebiet, An der Schönfelder Brücke 12, A Treppn, entgegen genommen. Bei den genannten Stellen werden auch Abonnements auf Jugend und Sport angenommen.

Die Turnstunden sind am Montag und Donnerstag von 8 bis 10 Uhr abends für die männlichen über 18 Jahre alten Turner im großen Saale des Café Bürgergarten, Schidlitz. Die weiblichen über 18 Jahre alten Mitglieder turnen, wie bisher, am Dienstag von 8 bis 10 Uhr abends. In unserem „liberal“ regierten Stadtparlament hat man für die Kulturaufgaben der Arbeiterklasse nichts übrig, die erhalten nicht einmal die Turnhallen. Die Arbeiter sind ja nur Bürger letzter Klasse. Die mit Arbeitergroßen erbauten Turnhallen und Sportplätze sind nur für die bürgerlichen Vereine, die Freie Turnerschaft, der Arbeiter-Turnverein ist mit seinen Gesetzen vom Magistrat zurückgewiesen. Herr Oberbürgermeister Scholz, wir fühlen uns als Danziger Bürger unbehaglich und den Mitgliedern bürgerlicher Sport- und Turnvereine gegenüber sehr zurückgesetzt. Wir wollen gleichberechtigt Anteil haben an den städtischen Einrichtungen, die für alle Danziger Bürger geschaffen sind.

Jetzt kräftig an die Arbeit, werbt neue Mitglieder und Abonnenten für Jugend und Sport. „Großes Werk gedeiht, nur durch Einigkeit“, heißt es. Darum sei ein einzig Volk von Brüdern, um das große Werk zu vollbringen, zu dem nur eine körperlich und geistig entwickelte Arbeiterklasse berufen sein kann.

Im Inseratenteil der heutigen Nummer befindet sich eine Bekanntmachung der Danziger Allgemeinen Ortskrankenkasse. Bei der Wichtigkeit, die die Publikation für weite Kreise der Bevölkerung besitzt, seien die Leser an dieser Stelle noch besonders auf sie hingewiesen.

Infolge der Glätte stürzte auf dem Poggenpfehl eine 21jährige Aufwarterin zu Boden. Sie erlitt eine bedeutende Armverletzung, und mußte nach dem Krankenhaus gebracht werden.

Der Berliner D-Zug überfuhr am Silvester-Nachmittag bei Schönlanke ein Fuhrwerk. Sämtliche Insassen, zwei Weiber und zwei Arbeiter, wurden getötet. Das Unglück ereignete sich, weil am Bahnübergang die Schranke nicht geschlossen war.

Beim Wechsel eines falschen Zwanzigmarkstückes wurde in der Breitagasse ein Arbeiter von Stadtgebiet erwischt und verhaftet.

Zusammenlegung von Abzahlungsgeschäften. Die Kreditfirma Feder hat die Abzahlungsgeschäfte von Brau und Blumenreich für 600.000 Mark angekauft und mit ihrem Betriebe vereinigt.

Elbing-Marienburg.

Sechs neue Ärzte sind von den Elbinger Krankenkassen vom 1. Januar angestellt und haben ihre Tätigkeit bereits aufgenommen. Es sind die Herren: Dr. Büttner-Bruch bei Konitz, Dr. Engler-Wittenburg (Kreis Briesen), Dr. Gottschalk-

Hohenalza, Dr. Herrnkabt-Polen, Dr. Beckhowski, Stargard, und Dr. Wollenberg. Zwei Berliner Ärzte, die ebenfalls mit den Kassen Verträge abgeschlossen hatten, haben ihre Uebersiedlung nicht vorgenommen.

Ueberschwemmung in Elbing. Seit 25 Jahren ist das Wasser des Elbings und der mit ihm in Verbindung stehenden Flüsse nicht so hoch gewesen, wie in diesen Tagen. Am Dienstag überschwemmte das Wasser die Niederstraßen und einen Teil der Liegenhöfer Chaussee. Die Krascholdsdorfer Ländereien stehen unter Wasser. Fischerkampe, Jener und Sluba sind ebenfalls vollkommen überschwemmt. Es ist ein böses Neujahr, das den Bewohnern der Niederung beschieden ward. Besonders schlimm sind die Arbeiter daran.

Telephonverbindungen bis 12 Uhr nachts sind vom 1. Januar ab in Elbing eingeführt. Die Neuerung wird manchem willkommen sein.

Sie wollen das Volk „aufklären“. Die Kapläne in Elbing nämlich. Und darum werden sie für den katholischen Beseßendenverein eine Borromäusbibliothek gründen.

Ein katholisches Wochenblatt wird vom 4. Januar ab in Elbing erscheinen. Verantwortlicher Redakteur ist der Kaplan Temma. Unseren Parteigenossen sollte das neue Blatt ein Ansporn sein, der Volkswacht in Elbing weitere Verbreitung zu verschaffen.

Danzig-Land.

Mit einer neuen Fischereiverordnung sind die Fischer wieder einmal bestraft worden. Diesmal versucht die Behörde den Walfang in „fachverständiger“ Weise zu regeln. Die Fischer wehren sich freilich gegen die neuen Bestimmungen. Der Fischerverein von Ostlich-Neufähr hat dem Regierungspräsidenten eine Petition unterbreitet, in der es unter anderem heißt: „Der Walfang ist in unserer Gegend seit Menschengedenken mit Netzen und Reusen betrieben worden. Da der Walfisch aber in der Bekanntmachung gar nicht erwähnt ist, so müssen wir annehmen, daß er künftig nicht mehr verwendet werden darf. Dieses Verbot würde uns brotlos machen, weil wir unsere Haupteinnahmen aus dem Walfang haben.“ Ob der grüne Fisch nicht stärker sein wird, als die Fischer?

Stuhm-Marienwerder.

Einbrecher waren auf dem Bahnhof der Kleinbahn in Mareese in Tätigkeit. In der Nacht zum 30. Dezember drangen sie in das Dienstkammer des Stationsvorstehers und lösten den Geldschrank von der Mauer los. Dann trugen die Diebe den Geldschrank nach der Laderampe des Güterbodens, legten ihn auf einen Handwagen und fuhrten in der Richtung nach Kurzenbrack davon. Auf der Landstraße erbrachen sie den Schrank. Er erhielt 2000 Mark in Banknoten und für 4000 Mark Gold- und Silbergeld, die den Einbrechern natürlich eine willkommene Beute waren.

Der Unbekannte, der am Heiligabend im Diakonissenhause in Marienwerder starb, ist, wie nunmehr ermittelt wurde, der Ziegler Adolf Sengbusch aus Platenhof im Kreise Marienburg.

Ver schwunden ist seit mehreren Tagen der Gemeinbediener Hube aus Mareese. Es wird vermutet, daß der Mann in die Rogat geraten und ertrunken ist.

Brandenz-Strasburg.

In Freystadt spielten Jungen mit einem geladenen Leßching. Dabei erhielt die vorübergehende Frau Tischmann einen Schrotfuß ins Gesicht, der ihr erhebliche Verletzungen zufügte.

Nah und Fern.

Schneestürme und Ueberschwemmungen. Aus allen Teifen Deutschlands laufen Hiebsspitzen von schweren Schäden, die durch den Schneesturm der letzten Tage verursacht wurden, ein. Leider sind dem Unwetter auch Menschenleben zum Opfer gefallen. — Vom Oberrhein und seinen Nachbarflüssen wird ein rasches Steigen des Rheines gemeldet. Die Mosel ist um zweieinhalb Meter gestiegen. Die Saar überschwemmt weite Strecken. Die Nebenflüsse des Unterrheins drohen über die Ufer zu treten. Der starke Schneefall setzte wieder ein. Der Fernsprech- und Telegraphenverkehr ist infolge der Schneestürme nach allen Richtungen hin stark gestört.

Im Schwarzwald hat ein Sturm großen Schaden angerichtet. Die Kirche des Klosters Reichenbach wurde schwer beschädigt. In Rippoldsau wurde ein 17-jähriges Mädchen von einer Brücke in den Fluß geworfen. Das Mädchen fiel dabei so unglücklich auf den Kopf, daß der Tod auf der Stelle eintrat. — Auf dem Flugplatz Linienhal bei Frankfurt a. M. wurde eine neu errichtete Flughalle vom Sturme abgedeckt und die Wände eingedrückt. Die einströmenden Wände begruben den erst kürzlich aus Johannissthal bezogenen Strich-Rumpler-Apparat. — Ungeheure Schneemassen sind gestern im Lahn- und Westerwaldgebiete niedergegangen. Der Schnee liegt geschlossen fast einen halben Meter hoch. Viele Obstbäume sind unter der Schneelast zu ummorgebracht. Auch in den Wäldern ist durch den Zusammenbruch großer Schaden angerichtet worden. Die Lahn und ihre Nebenflüsse führen Hochwasser und sind über die Ufer getreten. Die Züge treffen mit großen Verspätungen ein. Einzelne Distrikte der Eifel und des Oberrheins sind vollständig vom Verkehr abgeschnitten.

Aus Kiel wird gemeldet: Infolge des mit unverminderter Stärke andauernden Nordoststurmes hat das Hochwasser im Hafen eine bedrohliche Höhe erreicht. Die Kluten sind, nachdem sie die Hafentrafen überschwemmt hatten, bis in die Altstadt vorgedrungen. Zeitweise steht das Wasser in den Straßen stiefhoch. Das Hauptpostgebäude ist an der Hafenseite zurzeit vollständig vom Wasser umgeben. Auf der Fährde hat die Sturmflut an Brücken und Schutzmaterial beträchtlichen Schaden angerichtet.

Bei Sewastopol ist jetzt nach außerordentlich heftigem Schneefall starkes Tauwetter eingetreten. Aller Täler sind durch die niederströmenden Gebirgswässer überflutet worden, die auf ihrem Wege Häuser zerstört, Bäume entwurzelt und Brücken davongetragen haben. Eine große Anzahl Menschen, namentlich Kinder, sind ums Leben gekommen. Solange der Abfluß der Gewässer andauert, soll jede Hilfe unmöglich sein, sodaß die Talbewohner ihrem Schicksal überlassen bleiben.

Zehn Bauern erfroren. Nach einem Schneesturm, der den ganzen Tag angehalten hatte, sind im russischen Gouvernement Saratow zehn vom Jahrmarkt heimkehrende Bauern erfroren aufgefunden worden. Zwanzig Bauern werden noch vermisst.

Zugzusammenstoß im Tunnel. Sonnabend abend stießen im Kaiser-Wilhelm-Tunnel bei Trier zwei Güterzüge zusammen. Zwei Bremser sind tot und drei verletzt. Vierzig Wagen wurden zertrümmert. Der Verkehr war für zwei Tage gesperrt. — Zwei von den Verletzten sind gestorben.

Feuersbrunst im spanischen Modedad San Sebastian. Ein aus unbekannter Ursache ausgebrochener Brand konnte infolge des

starken Sturmes trotz angestrengter Bemühungen der Feuerwehr nicht gelöscht werden und griff mit rasender Geschwindigkeit um sich. Die nächsten Opfer des Brandes waren das Stadttheater und der Zirkus Bate, die völlig zerstört sind. Auch zwei in der Nähe liegende Cafés waren bald ein Raub der Flammen. In der Stadt herrschte furchtbare Erregung. Zahlreiche Menschen ließen ihre Habe im Stich und flohen, nur mit dem Notdürftigsten ausgerüstet, an die Küste oder in den Hafen, um an Bord der Schiffe Zuflucht zu suchen. Die Zahl der Schiffe genügte jedoch bei weitem nicht zur Aufnahme der Flüchtigen, und zahlreiche Menschen sind genötigt, ohne Schutz bei heftigem Sturm und starker Kälte im Freien zu kampieren.

Riesenbrand in Montreal (Kanada). Ein enormes Schadenfeuer hat einen großen Teil der alten französischen Stadt im Osten Montreals in Asche gelegt. Eine große Anzahl der alten ärmlichen Hütten ist zerstört und auch zwanzig große Gebäude sind den Flammen zum Opfer gefallen.

Ausschreitungen österreichischer Soldaten. In Riva (österreichisch-italienische Grenze) gerieten die Landeschützen Entbacher und Rosmanic wegen eines Mädchens in Streit. Entbacher stieß Rosmanic sein Bajonett ins Herz. Der Getroffene sank tot nieder. In Trient schoß der Landeschütze Tabarelli auf der Straße auf einen Offizier ohne ihn zu verletzen. In Ulla feuerte der jüngere Bruder Tabarellis auf fünf Landeschützen, von denen einer verwundet wurde.

Revolverattentat auf einen ungarischen Abgeordneten. In der Gemeinde Kuertoes (Komitat Arad) verübte der Gastwirt Nikolaus Madan gegen den Abgeordneten Ladislaus Hamory ein Attentat. Er feuerte drei Revolvergeschosse auf Hamory ab, der schwer verletzt wurde.

Selbstmord auf einem brennenden Strohhause. In Hechtsheim bei Mainz verübte der 26-jährige Kaspar Gläfer auf grauenvolle Weise Selbstmord. Auf der Rückkehr vom Felde trennte er sich von seinem Bruder, indem er angab, einen kürzeren Weg nach Hause zu wählen. Er legte sich nur mit dem Hemd bekleidet auf einen Strohhause, den er dann anzündete.

Humor und Satire.

Der Landvogt Jagow.

Sehr frei nach Schillers „Wilhelm Tell“, 4. Aufzug. (Der Landvogt Jagow und Delbrück, genannt „der halbe“, reiten zu Pferd durch — die Wilhelmstraße.)

Jagow:

Ich bin der Rechte strammgetreuer Diener Und muß d'rauf denken, wie ich ihr gefalle. Sie hat mich nicht ins Land geschickt, dem Volk Zu schmeicheln und ihm sanft zu tun — Gehorham Erwartet sie; der Streit ist: ob der Reichstag Soll Herr sein in dem Lande oder Falkenhahn!

Der Bürgermeister von Zabern:

Jetzt ist der Augenblick! Jetzt bring' ichs an! (Nähert sich furchtsam.)

Jagow: Ich schrieb den Brief nicht an die „Kreuz-Zeitung“ Des Scherzes wegen, oder um die Herzen Des Volks zu prüfen; diese kenn' ich längst. Ich schrieb ihn drum, damit die Liberalen Daran zu faulen haben; daß das Kriegsgericht Mir über den juristisch'n Unsinm klopp're. Das *Unerhörte* hab' ich hingepflanzt, Damit man an das Tollste sich gewöhne, Denn dazu ist der deutsche Bürger da!

Delbrück: Das Volk hat aber doch gewisse Rechte —

Jagow: Drauf pfeif' ich grad' so wie der *Heidebrand*! Weitschicht'ge Dinge sind im Werk und Werber; S. M. allein soll herrschen; was der Vater Fortreich begonnen, soll der Sohn vollenden. Reichstag und Recht sind uns ein Stein im Weg. So oder so — man muß die Kerl' schinden!

Der Bürgermeister von Zabern: Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade! Die Bürgerchaft von Zabern ward getreten! Selbst best're Leute hat die Soldateska Gesperrt in den Pandurenkeller! Fortner, Der Leutnantstyp, den un' kein Staat mehr nachmacht, Er soll zur Sühne nun auch wirklich sitzen. Gerechtigkeit, Landvogt! Du bist allmächtig Im Lande Preußen! Jeder weiß das ja!

Delbrück: Bei Gott, das ist ein übler Zwischenfall!

Jagow: Ein allzu milder Herrscher bin ich noch Gegen dies Volk. — Die Richter sind noch frei, Doch soll es anders werden, ich gelob es! Ein neuer Ulas soll in diesen Landen Verkündigen — Ich will —

(Ein Pfeil aus der Redaktion der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung trifft ihn.)

Delbrück: Herr Landvogt! — Gott! Was ist das? Woher kam das?

Der Bürgermeister von Zabern: Mord! Mord! Er taumelt, sinkt! Er ist getroffen! Mitten in's Herz hat ihn der Pfeil getroffen! Kein neuer Ulas wird —

Jagow (heiter lächelnd): Das ist Bethmanns Geschick! Er ist aus Papp'e, lieber Delbrück, feht! Und schießt mich einen Dreck! — Zum Alexanderplatz, Daß ich den neu'sten Ulas nun diktiere!

Thorn-Kulm-Briefen.

Wegen Hausfriedensbruchs und Sachbeschädigung verhandelte das Schöffengericht in Thorn gegen sechs Bauarbeiter. Die Gebrüder Pröbber und der Arbeiter Belgart wurden freigesprochen. Zwei andere Brüder, August und Otto Ben, erhielten einen Monat Gefängnis und drei Tage Haft. Der Arbeiter Pröbber muß auf vier Monate ins Gefängnis.

Ein Feuer vernichtete das Wohnhaus des Postkassiers Schmidt in Briefen.

Neustadt-Karthaus-Puhlig.

Von einem Feuer wurde am Silvesterabend in Karthaus die Werkstatt des Schlossermeyers Lange zerstört.

Verlorene Frauenleben.

Notiz aus der Tiefe des Proletariats.

Den Damen der „besten und allerbesten Gesellschaft“, die sich um Weihnachten aus einem menschlich schönen Gefühl heraus der Armenunterstützung besonders annehmen, kann nicht dringend genug das Büchlein von Fräulein Dr. U. Fischer-Eckert über die wirtschaftliche und soziale Lage der Frauen in dem modernen Industriestaat Hannover im Rheinland zum aufmerksamen Studium empfohlen werden. Vermutlich wird nach dem Lesen des von der öffentlichen Kritik noch viel zu wenig beachteten Schriftchens (erschienen im Verlag von Karl Straube, Hagen i. W.) der einen oder anderen nachdenklichen Leserin die Erkenntnis dämmern, daß die Verfasserin keine „Auswüchse“, sondern einen organischen Fehler unserer vielgepriesenen Gesellschaftsordnung bloßgelegt hat.

Die Verfasserin gründet ihre Schilderung des Lebens der Arbeiterfrauen in einem modernen Industrieland auf Beobachtungen, die sie persönlich in 495 besuchten Familien machte und auf Auskünfte der Volksschulen usw. über 3460 Familien. U. Fischer-Eckert verfährt nicht über eine genügende Kenntnis des Arbeitsprozesses in der Großindustrie und der gewerkschaftlichen Organisationsverhältnisse ihrer Arbeiter. Daraus erklären sich die unrichtigen Bemerkungen über die Differenzierung der Arbeiter im Bergbau, die technische Vorschulung der Eisen- und Stahlwerksarbeiter usw. Doch kommt es hierauf nicht an. Der kulturgeschichtliche Wert des Büchleins liegt darin, daß eine akademisch gebildete Geschlechtsgefährtin die Berg- und Fabrikarbeiterfrauen in ihren Wohnungen aufsuchte, sich teilnahmsvoll nach ihren Freuden und Leiden erkundigte, sich mit geübten Frauenaugen in der Häuslichkeit ihrer proletarischen Schweltern umschaut und ein Frauenleben erschütternder Art entdeckte. Das Erlebte bietet sie uns in schlichter, ergreifender Darstellung.

Über hunderttausend Menschen, größtenteils Unanständige, zusammengeströmt aus vieler Herren Länder, bilden die Gemeinde Hannover. Die Behausungen dieser Masse sind zum weitaus größten Teil im Besitz zweier großindustrieller Firmen: Th. Hoffmann (deutscher Kaiser, Zechen und Hütten) und Haniel (Zechen Neumühl). In den diesen Unternehmern gehörigen Werkkolonien kauft der Hauptteil der hannoverschen Industriearbeiterfamilie es diesen Unternehmern einfallen, ihre Betriebe einzustellen, so wäre die Industriegroßstadt Hannover vernichtet. Im stolzen Hochgefühl ihrer Macht diktieren denn auch die Industrieherrn den Kolonienbewohnern die Hausgesetze, schreiben u. a. vor, wie die Wohnung benutzt, wer als „Kostgänger“ aufgenommen werden darf, was mit den in den kleinen Hausgärten gezogenen Bodenfrüchten zu geschähen hat, bedrohen die „Unbotmäßigkeit“ des Familienvaters im Werkdienst, namentlich die Beteiligung an einem Streik mit dem Verlust der Wohnung. Hoffmanns Wohnungen müssen laut Mietvertrag „im Falle einer Beteiligung des Mieters an „Arbeiterausständen“ auf Verlangen des Vermieters „ohne weiteres so ort geräumt werden“!

Das qualende Bewußtsein, jeden Augenblick das Dach über dem Kopfe verlieren zu können, läßt schon eine behagliche Häuslichkeit schwer aufkommen. Der Wechsel der Bevölkerung ist über alle Vermutungen stark. Nach den Gemeindeberichten zogen 1911 12 37 631 Personen zu und gingen 32 240 ab, bei einer Bevölkerung von 106 990 Seelen. Außerdem wechselten innerhalb der Gemeinde 47 116 ihre Wohnung. Aus einer von U. Fischer-Eckert veranstalteten Umfrage, die bis auf 1875 90 zurück die Auf-erhaltung der besuchten Familien erforcht, geht hervor, daß die Sechsigkeit der Familien abnimmt. Die große Masse der Proletarier führt ein wahres Nomadenleben. Die schlechten Wohnungsverhältnisse erziehen allmählich auch das Bedürfnis nach einer Kultivierung des eigenen Heims. „Niemand's Heimat! Das ist der Rahmen, der mit charakteristischem Ausdruck das Bild einer müden, ausgemergelten, vielgewanderten Menschengruppe umschließt, wo auf den schwachen Schultern der Frau Herculesarbeit liegt, mit Mitteln, die zwar hier in Ham-

born auskömmlicher sind wie anderwärts, Kind auf Kind zur Welt zu bringen, Krankheit, Elend und Sterben fernzuhalten, Ordnung und Sauberkeit zu pflegen und den Kindern noch dazu eine aufmerksame Erzieherin zu sein.“

Von den besuchten 495 Frauen waren 234 früher Dienstmädchen, nahmen also eine Stellung ein, die nach landläufiger Ansicht besonders geeignet sein soll als Vorstufe für eine tüchtige Hauswirtin. U. Fischer-Eckert gruppierte nach ihren Beobachtungen die untersuchten Haushaltungen in vier Klassen. Der ersten Klasse gehören solche Haushaltungen an (103), die behaglich, der zweiten solche (189), die noch einigermaßen kulturentsprechend, der dritten solche (58), die armfelig eingerichtet sind, während die vierte Klasse (145), solche Haushaltungen umfaßt, die „völliger Verwahrlosung“ anheimfallen. Nur gut ein Fünftel der Haushaltungen entspringt dem Bilde, das man sich außerhalb des Industriegebiets unter dem Einflusse des Vermögens über den „steigenden Volkswohlstand“ von dem Leben der Großindustriearbeiter macht. Die Erläuterungen der Verfasserin über die Ursachen der überaus jammervollen Verschaffenheit der weitaus meisten Haushaltungen machen offenbar, daß dies Elend nur zum geringsten Teil in der „Faulheit“, der un- wirtschaftlichen „Verschwendungs sucht“ oder in der Unfähigkeit der betreffenden Hausfrauen begründet ist. Die Verarmung und Verwahrlosung ist vielmehr die Folge eines zu geringen Einkommens, der Wohnverhältnisse bei gleichzeitiger Verteuerung der Lebensmittel, der mit den vielen Geburten zusammenhängenden Krankheiten und Sterbefälle und des Nomadenlebens der Heimatlosen. Das Nomadenleben ruiniert das ohnehin klägliche Hausgerät zum Zertrümper. „Dreimal umziehen ist so gut wie einmal abgebrannt“. Unzählige ostelbische oder ausländische Familien wandern fast ohne jedes Hausgerät zu; ein Bündel, eine kleine Holzstube birgt das ganze Hab und Gut dieser Nomaden. Sofort geraten sie in Schuldnechtschaft beim Werkunternehmer oder beim Krämer und geraten dadurch in immer schwerere Abhängigkeit. Vielen Familien gelingt es niemals, sich aus dieser Knechtschaft zu befreien; ein Teil sucht sich durch „Verschwinden bei Nacht und Nebel“ ihren Gläubigern zu entziehen; Väter verlassen, plötzlich Frau und Kinder auf Zimmerwiedersehen, um die drängenden Gläubiger und die hungrigen Mäuler loszuwerden. Unter solchen Umständen vermehrt sich das Lumpenproletariat!

Die in dieser Bevölkerung noch vorkommenden großen Kinderzahlen vermehren die Bedürftigkeit. Kamen doch auf jede befragte Bergmannsfamilie im Durchschnitt 5,58, auf jede Fabrikarbeiterfamilie 2,83 lebend geborene Kinder. Die Kindersterblichkeit ist ungeheuer groß. Von den 1569 Bergarbeiterkindern starben 449, von 964 Fabrikarbeiterkindern 256. Dieses schreckliche Kindersterben ist eine fürchterliche Anklage gegen die „gottgewollte“ Gesellschaftsordnung. Das hierdurch hervorgerufene Elend, die Verarmung der Familien infolge zu reichlichen Kinderlegens ist der Beweggrund für die zunehmende Anwendung lebensgefährdender Abortivmittel. Hier können keine Polizeigesetze bessern; in diesem blutarmen Proletariat kann nur die Besserung der ökonomischen Verhältnisse von Grund auf Rettung bringen.

Im Kampfe mit des Lebens Not und mit Kinderbettfrankheiten reißt sich die Mehrzahl der Frauen auf. Ihre Lebenshoffnung, ihre Widerstandskraft gegen die Verwahrlosung wird zermürbt. Schon in der zweiten Klasse (leidliche Wohnungsverhältnisse) fehlt es oft an dem Nötigsten; die Kinder haben keine Feiertagskleider. In der dritten Klasse (58 Haushaltungen) waren nur vier Familien „gesund“, bei 33 waren anhaltende Krankheiten (die Mutter meistens unterleibslidend!) die Veranlassung der schauerhaften Wohnungsverhältnisse. Unsauberkeit, schlechte Gerüche, „die Betten sind meistens gar nicht mehr überzogen, die Strohsäcke liegen in grauen, schmutzigem Packleinen...“, kurzum, schon ein Bild großen Jammers. In der vierten Klasse (145 Haushaltungen) ist das entsetzliche Elendsbild vollständig. Die Armen sind in der Hoffnungslosigkeit verkommen, die stumpfsinnige Verzweiflung beherrscht alles!

Nichts kann besser das himmelschreiende physische und moralische Elend dieser Menschen charakterisieren als ihre Antwort auf die Frage, worauf sie hoffen: daß sie einmal aus den Schulden herauskämen und satt zu essen hätten! Kein höheres Ziel mehr als die Stillung des Hungers. In dem Kleinkrieg um den notdürftigsten Lebensunterhalt „fällt nicht nur die persönliche Kraft zum Opfer, ebenso schlimm ist es, vielleicht noch schlimmer, daß in diesem nimmermüden Plagen um die Befriedigung der äußeren Bedürfnisse der Familie nach und nach jedes persönliche Leben der Mutter leiden muß, daß sie verlernt, sich einmal auf sich selbst zu verlassen, daß sie zum Schluß nur noch ein mechanisches Werkzeug ist, das wie der Sklave im römischen Staat nur noch als Sachgut bewertet wird und sich selbst auch als nichts anderes mehr vor- kommt!“

Neben einigen millionenreichen Werkseigentümern eine große Masse erschreckend verelendeter Proletarier! Das erinnert allerdings an altrömische Zustände. Kein Hoffnungsstrahl fällt in die armer Seelen der unglücklichen Frauen, von denen das Wort gilt: „Und sie hatten nicht, wo sie ihr Haupt hinlegten.“

Aus der Partei.

Um die Hinterlassenschaft Bebels bezw. um die Abwehr der Beschlüsse von der Zentrums- und der Reichspresse erhobenen Vorwürfe handelte es sich in einem Prozeß, den der Graf von und zu Bodman gegen Genossen Weßmann von der Freiburger Volkswacht angestrengt hatte. Unser oberbayerisches Parteiblatt hatte dem Zentrumsorgan freie Stimme in Radoszell gehörig auf die Finger geklopft, als dieses fragte, wie es komme, daß Bebel ein so ansehnlicher Kapitalist geworden sei. Es sagte ihm, daß Bebel niemand ausgebeutet habe, wie es die schleifischen katholischen Bergwerksbesitzer tun. Auch die Millionen des bayerischen Zentrumsabgeordneten Neuhaus seien nur zu wenig ausbezahlter Lohn, und wer sich in Bodman am Bodensee nach den Löhnen erkundige, die der zentrumsgräfliche Ziegeleibesitzer von und zu Bodman seinen vollständig entrechteten Arbeitern zahlt, wird sich nicht wundern, wenn da Vermögen ange- sammelt werden können. In der Verhandlung vor dem Schöffengericht Freiburg wurde sogar durch den Domänen-Inspektor des Grafen zugegeben, daß die Löhne der männlichen Ziegeleiarbeiter nur 2,70 bis 3,40 Mark betragen; die Löhne der Gutsarbeiter in Bodman seien noch niedriger! Auch das Koalitionsrecht der Arbeiter besteht nicht, denn der Domänen-Inspektor erklärte vor Gericht, daß sich die Arbeiter organisieren, würde nicht zugegeben werden. Gleichwohl verhängte das Gericht über Weßmann eine Geldstrafe von hundert Mark.

Danziger Viehpreise

vom 30. Dezember 1913

für 50 Kilo Lebendgewicht:

Ochsen: Vollfleischige, ausgewästete höchsten Schlachtwerts, die noch nicht gezogen haben (ungejocht) 48 Mk., junge fleischige, nicht ausgewästete und ältere ausgewästete 44-46 Mk., mäßig genährte junge, gut renährte ältere 38-42 Mk., gering genährte bis 37 Mk.

Bullen: Vollfleischige, ausgewästete höchsten Schlachtwerts 48 bis 50 Mk., vollfleischige jüngere 44-47 Mk., mäßig genährte junge und gut genährte ältere 38-42 Mk., gering genährte bis 36 Mk.

Färsen und Kühe: Vollfleischige, ausgewästete Färsen höchsten Schlachtwerts 46-48 Mk., vollfleischige ausgewästete Kühe höchsten Schlachtwerts bis zu 7 Jahren 42-45 Mk., ältere ausgewästete Kühe und wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Färsen 36-40 Mk., mäßig genährte Kühe und Färsen 30-35 Mk., gering genährte Kühe und Färsen bis 27 Mk.

Kälber: Doppellender feinsten Mast 80 Mk., feinsten Masthälber 65-70 Mk., mittlere Mast- und beste Saughälber 58-63 Mk., geringere Mast- und gute Saughälber 47-55 Mk., geringere Saughälber bis 40 Mk.

Schafe: Mastlämmer und jüngere Masthammel 37-39 Mk., ältere Masthammel, geringere Mastlämmer und gut genährte junge Schafe 33-35 Mk., mäßig genährte Hammel und Schafe (Merzschafe) bis 26 Mk.

Schweine: Fetteschweine über 150 Kilo Lebendgewicht 54 Mk., vollfleischige von 120 bis 150 Kilo Lebendgewicht 53-55 Mk., vollfleischige von 100 bis 120 Kilo Lebendgewicht 50-55 Mk., vollfleischige Schweine von 80 bis 100 Kilo Lebendgewicht 50-54 Mk., vollfleischige Schweine unter 80 Kilo Lebendgewicht 48-52 Mk., ausgewästete Sauen 47-51 Mk., unreine Sauen und geschnittene Eber bis 43 Mk.



Deutscher Bauarbeiterverband.

Zweigverein Danzig.

Montag, den 5. Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Steppuhn (Bürgergarten), Schidlig

außerordentliche Mitgliederversammlung.

Tagesordnung:

1. Die Notwendigkeit sozialer Einrichtungen in den Gewerkschaften.

Referent: Reichstagsabgeordneter Kollege Hermann Silberstein.

2. Diskussion.

Rede: In Anbetracht der obigen Tagesordnung ist es Pflicht, daß ein jeder an dieser Versammlung erscheint und auch für guten Besuch Sorge trägt. Mitgliedsbuch legitimiert.

Der Zweigvereinsvorstand, J. K. Treder.

Achtung! Maurer, Bauhandwerker! Wegen Lohn Differenzen ist das Baugeschäft non Michael gesperrt!

Deutscher Bauarbeiterverband.

Die Waffen nieder! Von Fritz v. Suttner. Preis broschiert 50 Pf. Gebunden 1,20 Mk. empfiehlt Buchhandl. Volkswacht.

Die glückliche Geburt eines strammen Jungen zeigen hoch erfreut an Danzig, den 2. Jan. 1914 Franz Adomat und Frau Laura geb. Neidenberger.

Zigarren gut u. billig zu haben bei M. Schwabe, Paradiesg. 6-7

Central-Theater Elbing, nur Brückstr. 15.

Ab 3. Januar neues Programm. Darunter der Hauptschlager: Der Ministerpräsident Große Tragödie in 3 Akten. Alsdann: Treu bis in den Tod Tief ergreifendes Drama in 2 Akten. Dazu: Der kleine Schabernack. Christian zähmt seine Schwiegermutter. Zubereitung des Bäckereifisches Das Eichhörnchen. Illustrierte Wochenschau usw.

Bekanntmachung.

Es wird erneut darauf hingewiesen, daß alle bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse in Danzig Versicherungspflichtigen, auch die bisher bei anderen Ortskrankenkassen Versicherten, unter Benutzung der Anmeldeformulare anzumelden sind.

Die Anmeldeformulare werden im Geschäftshause der Kasse (Jopengasse 52), in Danzig-Langfuhr bei Herrn Bezirksvorsteher Kopsch, in Danzig-Neufahrwasser bei Herrn Bezirksvorsteher Zielke (Hafenstraße 5-6), ferner im Geschäftslokal der Danziger Verkehrs-Zentrale unentgeltlich abgegeben.

Buch- und Papierhandlungen, die die unentgeltliche Verteilung der Anmeldeformulare übernehmen wollen, erhalten in dem Geschäftshause, Jopengasse 53, auf schriftlichen Antrag bis zu 300 Stück ausgehändigt. Die bis zum 15. Januar 1914 nicht verteilten Stücke sind zurückzuliefern.

In gleicher Weise erhalten Behörden auf Antrag die erforderlichen Formulare in der gewünschten Zahl zur Verteilung an ihre Beamten.

Stafettenstunden Wochentags von 9 bis 2 Uhr. Erster Krankengeldzahlungstag am Freitag, den 9. Januar 1914.

Danzig, 31. Dezember 1913. Der Vorstand der Allgemeinen Ortskrankenkasse in Danzig.

Nr. 169 die ungeheure Strafe von fünf Jahren Gefängnis eintrug. Das 3. Bataillon dieses früher in Lahr garnisonierenden Regiments zog am 1. Oktober in Billingen ein und am zweiten Sonntag darauf wurde in der Nähe der Stadt ein Sergeant angeblich von mehreren Zivilisten angerempelt und beleidigt. Auch ein Soldat hatte sich beteiligt und zugunsten der Zivilisten blank gezogen. Der Sergeant erhielt einen Hieb über den Hinterkopf und einen zweiten gegen die Stirn, der den Mähenschem glatt durchschlug. Auch einige andere Soldaten waren bei der Schlägerei noch dabei; das Kriegsgericht nahm aber an, daß Verisch der Täter war. Nach langwieriger Unternehmung fand zwei Tage vor dem Weihnachtsfeste die Verhandlung statt, bei der die beteiligten Soldaten und ein Unteroffizier freigesprochen, Verisch aber zu der oben genannten hohen Strafe verurteilt wurde, obwohl er an jenem Abend sinnlos betrunken war.

Die Billinger Patrioten, die beim Einzug der 169er große Freudenfeste feierten, sind ob dieser „preussischen Auswüchse“ ganz baff.

Der Schandfleck. Ein Gefinnungsgenosse des Berliner Polizeipräsidenten von Jagow schreibt im Reichsbote:

Das Urteil gegen den Leutnant von Forstner ist ein Schandfleck für die deutsche Nation. Wer sich nicht zur deutschen Nation rechnet, der kann den harten Ausdruck ablehnen.

Das Wort „Schandfleck“ in Verbindung mit der Kritik eines Urteils ist nicht neu. Es wurde zum erstenmal in dem Beleidigungsprozeß gebraucht, den der Kolonialheld Karl Peters gegen die Münchener Post anstrebte. Damals bezeichnete der als Zeuge vernommene Reichsverbandsgeneral von Liebert das gegen Peters ergangene Urteil als einen Schandfleck.

Wenn die sozialdemokratische Presse streikende Arbeiter gegen die Urteile der Klassenjustiz in Schutz nimmt, schreiben die um Jagow und Liebert über sozialdemokratische Untergrabung des richterlichen Ansehens. Wenn aber Leutnants, die Zivilisten niederjäheln, Kolonialhelden, die Regermädchen hängen lassen, verurteilt werden, dann nennen sie selbst die Beurteilung einen Schandfleck.

Ein Diebstahlprozeß mit politischem Hintergrund. Gegen den polnischen Redakteur Franz Krysiak in Berlin ist ein Strafverfahren wegen Diebstahls und Hehlerei eingeleitet worden. Die polnische Presse veröffentlicht seit einiger Zeit Briefe und Artikel, durch die der Ostmarkenverein bloßgestellt wird. Von katolischer Seite kann man die Richtigkeit der veröffentlichten Schriftstücke nicht bestreiten, aber man behauptet, der genannte Redakteur habe sich auf „strafbare Weise“ in den Besitz des Materials gesetzt.

Der preussische Etat. In einer Sonderausgabe veröffentlicht die Norddeutsche Allgemeine Zeitung den Entwurf des preussischen Staatshaushalts für 1914. Der Etat schließt in Einnahme und Ausgabe mit 4846 Millionen Mark, überragt also ganz erheblich den Etat des Reiches. Die Finanzen Preussens sind so günstig, daß von einer Anleihe abgesehen werden kann. Die Staatschuld Preussens beträgt 10 355,5 Millionen Mark, der aber gewaltige werbende Anlagen, wie zum Beispiel Eisenbahnen und Bergwerke, als Werte gegenüberstehen, im Gegensatz zu den Schulden des Reiches, die für rasch vergängliche Dinge ohne bleibenden Wert gemacht worden sind.

Er kann nicht abwarten. Wie das Leipziger Tageblatt mitteilt, hat der Vorsitzende der Fortschrittlichen Volkspartei in Genhlin erklärt, daß die Volkspartei in Jerichow 1 und 2 gegebenenfalls bei einer Stichwahl für den konservativen Kandidaten stimmen werde.

Bisher ist der Termin für die Hauptwahl noch nicht festgesetzt. Wenn also die Nachricht des Leipziger Tageblatts zutrifft, dann hat es der Vorsitzende der Fortschrittlichen Volkspartei in Genhlin mit der Ausgabe der Stichwahlparole recht eilig gehabt. Aber er wird auf dem Standpunkt stehen, daß man seine gute Bestimmung gar nicht zeitig genug bekunden könne.

Um die Mecklenburger Verfassung. Eine Verfassungs-Petition haben die Nationalliberalen und die Fortschrittler Mecklenburgs an den Reichstag gerichtet. Sie wünschen eine Vorchrift in die Reichsverfassung aufgenommen, wonach in jedem Bundesstaate „eine aus Wahlen hervorgegangene Vertretung“ bestehen muß, deren Zustimmung zu jedem Landesgesetz und zur Feststellung des Staatshaushalts erforderlich ist.

Die Petenten fordern also nicht die Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf den mecklenburgischen Landtag, sondern wollen nur, daß die mecklenburgische Regierung gehalten sein soll, ein Wahlrecht zum Landtag zu schaffen. Wohl gemerkt, zu den Petenten gehört auch die „Fortschrittliche Volkspartei“.

Die Massenflucht aus der Kirche. Aus Berlin wird folgendes gemeldet:

Berlin, 29. Dezember. Am Amtsgericht Berlin Mitte fanden sich heute morgen in der Kuppelhalle und den beiden Korridoren ungefähr 2000 Menschen ein, die auf gerichtliche Bestätigung ihrer Kirchenaustritts-Erklärungen warteten.

Ausland.

Rußland.

Die Zarenrente gegen die Polen. Des Zaren Spürhunde wollen jetzt „festgestellt“ haben, daß „in ganz Polen“ eine „revolutionäre Bewegung“ herrsche. In den Städten des Gouvernements Kurland werden die Hausdurchsuchungen fortgesetzt. In den letzten Tagen wurden 70 „Politischverdächtige“ verhaftet, die sämtlich in die Gefängnisse von Goldingen und Frauenburg eingeliefert wurden.

Bereinigte Staaten von Nord-Amerika.

Ein Schurkenstreich der Polizei. In Calumet, im Staate Michigan, streiken die Bergarbeiter. Bei einer Weihnachtsfeier, die ihnen ihre Klassenossen bereiteten, ereignete sich ein schwerer Unfall dadurch, daß ein verbrecherisch veranlagtes Individuum in den Saal hinein „Feuer“ rief. 80 Personen fielen der entstandenen Panik zum Opfer. Nun regte sich die bürgerliche „Mildtätigkeit“. Der Präsident der Miner-Föderation Karl Meyer rief aber den Streikenden, aus den Händen derer, die ihre Bewegung mit den schmutzigsten Mitteln bekämpften, keine Wohlthaten in Empfang zu nehmen. Das nahm die Polizei als Vorwand her, Meyer gewaltsam aus dem Staate Michigan zu entfernen. Sie drang, während er schlief, in sein Zimmer und weckte ihn mit Revolverstößen! Dann wurde er in einen Eisenbahnzug geschleppt. Dort hielt man ihn während der Fahrt mit Keppeln in Schach! Plötzlich ging ein Schuß los, der den Wehrlosen traf und ihn an der Seite verletzete. Die Stelle, wo man den Verwundeten niederlegte, wurde von Blut förmlich überschwemmt! Man kann sich nach diesem Vorgehen wohl denken, wo der Schurke zu suchen ist, der die Panik auf der Weihnachtsfeier hervorrief.

Meyer wurde nach Chicago gebracht und befindet sich jetzt dort in ärztlicher Behandlung. Er erklärte, daß er nach seiner nothdürftigen Wiederherstellung sofort nach Calumet zurückkehren werde, um dort die Bewegung der Minenarbeiter pflichtgemäß weiter zu leiten.

Japan.

Eine Hungersnot wüthet in einigen japanischen Provinzen geradezu entsetzlich. Erschreckend lauten die auf diplomatischem Wege in Paris eingetroffenen telegraphischen Nachrichten aus der japanischen Hauptstadt Tokio. Die schlechten Reis- und Früchterenten sowie die Ertragslosigkeit des Fischfanges verursachten eine so bittere Nothlage in den Provinzen Amori und Hokaido, wie man sie bisher noch nicht gekannt hat. Die Sterblichkeit infolge Hunger und Noth wächst ins Riesengroße und scharenweise strömen die Nothleidenden nach den Städten, wo der abscheuliche Mädchen- und Kinderhandel solchen Umfang angenommen hat, daß die sonst in diesem Punkte sehr nachsichtige japanische Polizei sich zum Einschreiten veranlaßt gesehen hat. Die Regierung hat 24 Millionen Mark als Unterstützungsfonds gegeben, was jedoch gänzlich unzureichend ist.

Kleine politische Nachrichten.

Eine Nachwahl in Sachsen. Durch den Tod unseres Genossen Riem ist eine Landtagsnachwahl nötig geworden. Das Ministerium des Innern hat sie auf Donnerstag, den 26. Februar, festgesetzt.

Der Wehrbeitrag. Die Vereinigung von Banken und Bankiers in Rheinland-Westfalen, die 25 Mitglieder umfaßt, erluchte den preussischen Finanzminister, den Endpunkt der Frist zur Abgabe der Wehrbeitragsklärung bis zum 15. Februar hinauszuschieben.

Zur Lage in Mexiko. 600 britische Marinevolkswagen wurden im Hafen von Belize in Britisch-Honduras gelandet, um als Grenzwahe nach der Grenze gegen Guatemala und Mexiko verwendet zu werden. Hauptsächlich soll hierdurch die Waffeneinfuhr nach Mexiko von Süden her verhindert werden. — Die mexikanische Militärkommission unter General Velasquez hat in Japan eine große Anzahl Gewehre und Munition, ebenso Maschinengewehre aufgekauft, um sie nach Mexiko transportieren zu lassen.

Aus Westpreußen.

Die Ferien im Schuljahr 1914

sind jetzt nach der neuen Anordnung des Ministers durch den Herrn Oberpräsidenten für die höheren wie für die Volksschulen gleichmäßig wie folgt festgesetzt worden:

Die Osterferien dauern 14 Tage, sie beginnen am 1. April und endigen am 16. April, die Pfingstferien sind die kürzesten von nur 6 Tagen Dauer, und zwar vom 29. Mai bis 5. Juni. Die großen Sommerferien sind auf 33 Tage bemessen, und zwar vom 3. Juli bis 6. August. Für die Herbstferien, die 12 Tage dauern, ist Schluß am 30. September und Schulbeginn am 13. Oktober. Die Weihnachtsferien beginnen am 23. Dezember und enden am 8. Januar, dauern also 15 Tage.

Danzig.

Was ist Schundliteratur?

Mit Schundliteratur bezeichnet man Druckerzeugnisse, die Leben und Menschheit in verlogener Weise darstellen und mit allen Mitteln auf die Sensationslust spekulieren. Schundliteratur sind vor allem jene Schauerromane, die im Gewand bunter Feste massenhaft im Volke verbreitet werden und gerade den Ärmsten Jahr für Jahr Millionen von Mark aus der Tasche ziehen. Diese Art von Literatur arbeitet auch gern mit Hurrapatriotismus und phrasenhafter Frömmelerei, weil ihr eben alle Mittel recht sind. Sie fördert oberflächliche Denkkunst und bedeutet in jedem Falle eine Irreführung des guten Geschmacks. Sie ist Gift für das Gemüt und geeignet, namentlich junge Gemüter, den großen ernsten Dingen des Daseins zu entfremden. Die schärfste Gegnerin der Schundliteratur ist und muß deshalb die Sozialdemokratie sein, die aufgeklärte Arbeiterklasse, die um Befreiung aus geistigen und materiellen Fesseln ringt. Schundliteratur in der Arbeiterwohnung ist Widerfenn, ist es aber um so mehr, als wertvolle Lektüre für wenig Geld und ohne große Mühe erreichbar ist.

Die Romanbibliothek In Freien Stunden, die in unserer Berliner Parteiverlage, der Buchhandlung Vorwärts, erscheint, und von der am 1. Januar ein neues Abonnement begonnen hat, kommt diesem Unterhaltungsbedürfnis entgegen, indem sie künstlerisch illustrierte Romane nur einwandfreier Autoren veröffentlicht. Sie legt besonderes Gewicht auf Volkstümlichkeit des Gebotenen und bevorzugt fesselnde, neben dem illustrierten Hauptroman weitere Romane, Erzählungen, Aufsätze, Skizzen und Notizen aus allen Wissensgebieten, zum Teil mit Bildern. Eine kleine Ecke in jeder Nummer — „Scherz und Satire“ — sorgt fürs Lachen.

Wöchentlich erscheint ein Heft zum Preise von 10 Pfennigen. Mit dem letzten Heft jedes Halbjahresbandes liefert der Verlag den Abonnenten ein künstlerisch ausgeführtes Bild (Wandschmuck) vollständig gratis.

Parteigenossen und -genossinnen! Werbet mit uns für eine weitere Einschränkung der Schundliteratur! Abonniert eure Romanbibliothek In Freien Stunden und agitiert bei euren Freunden, in Heim, Werkstatt und Fabrik für sie!

Im ersten Heft 1914 beginnt zu erscheinen: Der Amerika-Johann. Ein Bauernroman aus Schweden von Felix Moeschlin, illustriert von Max Fabian. — Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit von Otto Ernst. — An kleineren Beiträgen sind in Aussicht genommen: Pauls merkwürdigste Nacht. Von Friedrich Hebbel. — Chinesische Legenden. Von E. Osten. — Heilwirkung der Fußbäder. Von Dr. Otto Gottschalk. — Mänliche „Kindermädchen“ unter den Wirbelkriegen (illustriert). Von Dr. Georg Stehli. — Außerdem viele andere Aufsätze und Erzählungen.

In Freien Stunden kann bei unserer Buchhandlung und unseren Zeitungsträgern, sowie bei den Postanstalten zum Preise von 10 Pfennigen wöchentlich bestellt werden.

Schreiendes Wohnungselend.

Seit mehreren Jahren hat Danzig nun schon ein statistisches Amt. Man kann kaum sagen, daß es nicht nützlich wirkte. Man muß auch zugeben, daß es von einem tüchtigen Sachverständigen geleitet wird. Es fehlt also nicht an den Voraussetzungen, um die Verhältnisse Danzigs statistisch zu durchleuchten.

Die bisherige Arbeit des Amtes war auch nicht etwa einseitig. Sogar die politische Entwicklung der Einwohner hat es geprüft und dabei die für uns sehr wertvolle Feststellung getan, daß die Sozialdemokratie seit 1893 von allen Parteien die größten Fortschritte machte. Trozdem existiert für das Amt und den Arbeitseifer seines Leiters, Dr. Grünspan, die größte, die Spezialnot Danzigs, das Wohnungselend nicht! Alle unsere Mahnungen, hier an der wunden Stelle die Wahrheit festzustellen, haben nicht fruchtbar! Hätten wir nicht mehr Vertrauen zu dem guten Willen des Amtes, wir könnten wegen dieser unverantwortlichen Unfähigkeit fast bereuen, seine Errichtung empfohlen zu haben. Aber wir erinnern uns sehr wohl der berühmten Stadtverordneten-Versammlung, in der die Führer der Hausagrarier angibekommen bremten. Der „moderne“ Oberbürgermeister Schölk versprach ihnen damals sofort, daß die

Arbeit des Amtes in Fühlung mit ihrer praktischen Erfahrung bleiben sollte. Über diese Unterjochung wissenschaftlicher Arbeit unter das materielle Interesse besaß nicht allein den Ober. Auch die Leiter des Amtes sind dafür verantwortlich. Alle dürfen sie sich nicht bieten lassen. Sie müssen jeden zulässigen Widerstand leisten, wenn sie ihre Arbeit gegen Mißdeutung und Entwertung schützen wollen.

Dabei zwingt selbst die jetzige Tätigkeit des Amtes dieses selbst dazu, der Wohnungstatistik die ihr gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Um dem Vorwurf zu begegnen, daß man sich überhaupt nicht um das Wohnungselend kümmert, werden zeitweilig die leeren Wohnungen gezählt. Dieser kümmerliche Notbehelf zeigt jedoch höchstens den Mangel in der Zahl der Wohnungen. Er wirft aber nicht das geringste Licht auf die entsetzlichen Zustände des Wohnungselends; er vertuscht sie vielmehr in unverantwortlicher Weise.

Trozdem kommt schon die Zählung der Leerwohnungen, die das statistische Amt wieder unlängst veröffentlichte, zu Ergebnissen, die jeden zühlenden Menschen erschüttern müssen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß mindestens drei Prozent der Wohnungen jeder Art leer stehen müssen, wenn die Mieter einigermaßen gegen die zu starke Ausnützung des Wohnungsmonopols durch die Hausbesitzer geschützt sein sollen. Diese Zahl ist in Danzig aber schon lange nicht mehr erreicht. Im Oktober 1912 standen von allen Wohnungen nur noch 2,5 Prozent leer, von den Wohnungen mit Küche auch nur 2,4 Prozent. Wohnungen mit 1 Zimmer und Küche standen jedoch nur 1,9 Prozent leer und 2 Zimmer mit Küche gar nur 1,5 Prozent.

Diese skandalösen Feststellungen rührten die tagtäglich nur für das Allgemeinwohl sorgenden Blockstadterordneten und ihren Magistrat jedoch nicht. Die Hausagrarier-Organisation hielt es für klug, in einigen Versammlungen so zu tun, als ob auch sie eine Wohnungsnot anerkenne. Damit konnte man unbedeuten Dränger am besten beruhigen. Und das Schlußresultat ist dem auch, daß der schon unbeschreibliche Mangel an Wohnungen noch viel größer geworden ist!

Die neueste Zählung der leeren Wohnungen, die am 15. Oktober 1913 vorgenommen wurde, wies nach, daß insgesamt nicht mehr 2,5 sondern nur 2 Prozent Wohnungen leer stehen. Die Zahl der leeren Wohnungen mit Küche ist in dem einen Jahre von 2,4 auf 1,9 Prozent gesunken. Die leeren Wohnungen von 1 Zimmer nebst Küche sanken von 1,9 auf 1,7 Prozent und 2 Zimmer nebst Küche von 1,5 auf 1,4 Prozent!

Diese Ziffern zeugen von Verhältnissen, die zu schildern sich die Feder sträubt. Mangel an Wohnungen ist zwar nur eine Seite des Wohnungselends. Er zwingt aber für hohe und weiter steigende Mieten, für noch größere Beschränkung der Räume und steigende Schwierigkeiten für Familien mit Kindern überhaupt Unterkommen zu erhalten. Von der zunehmenden Lebenswürdigkeit der auch sonst wundermüden Hauswirte garnicht zu sprechen.

Die dreiklassige Stadtregierung steht der wieder amtlich festgestellten noch größeren Wohnungsnot nach wie vor mit verschärkten Armen absolut untätig gegenüber. Und dabei schwört doch einst der Oberbürgermeister Schölk vor allem Volke, daß er allen Bürgern das Leben sogar angenehmer machen wolle! Der freisinnige angebliche Mieterverein hat nun den Magistrat er sucht, die Beschaffung von Kleinwohnungen zu fördern. Der Oberpostsekretär Stahl empfahl in der Stadtverordnetenversammlung am 19. Dezember aber selbst nur die Ueberweisung dieser Eingabe zur — Erwägung. In der Begründung beschwerte er sich darüber, daß der Magistrat auf die Eingabe gar nicht geantwortet habe! Er verlangte aber auch nichts weiter, als die Unterstützung der Baugenossenschaften und der — Hausagrarier durch die Stadt!

Stadtrat Goerich gab selbst zu, daß ein noch weiter steigender Mangel an Kleinwohnungen zu befürchten sei. Der Magistrat wolle aber zunächst die Entspannung des Geldmarktes abwarten. Auch wolle die Abegg-Stiftung wieder mehrere kleine Wohnungen bauen und ebenso die Reichscolonie Neuschottland (Klein-Sibirien!). Zur Wohnungsstatistik meinte Goerich salomonisch, daß sie noch nicht abgeschlossen sei. Es gab dann eine kleine Raibalgerei zwischen den Freisinnigen Stahl und Borschte und ihrem schwarzblauen Blockbruder Wangen über die Wirksamkeit der hier nur liberalen Baugenossenschaften.

Selbst der konservative Brunzen erklärte, obwohl er auch dafür eintrat, die Tätigkeit der Baugenossenschaften gegenüber der großen Not für ungenügend. Er empfahl, daß die Stadt selbst Wohnungen bauen und zum Selbstkostenpreise vermieten solle. Dadurch würden die Wohnungsverhältnisse und der Ruf der Stadt besser werden. Der Hausbesitzerführer Bauer fragte seine liberalen Freunde billig, wo denn ihre Genossenschaften Arbeiterwohnungen in nennenswertem Maße gebaut hätten? Er forderte die städtische Unterstützung auch für die privaten Bauunternehmer. Der „Mieter“vertreter Stahl stellte sich in dieser Hinsicht ganz auf seine Seite, wenn er auch nicht gellen lassen wollte, daß seine Genossenschaften den Bau von Arbeiterwohnungen vernachlässigt hätten.

Troz der ablehnenden Erklärung des Magistratsvertreters wurde die Eingabe mit großer Mehrheit durch die Ueberweisung zur Erwägung in den Aktenschrant gesetzt. Die „Arbeiter“vertreter der Dreiklassigen hatten pflichtgemäß kein säuberlich geschwiegen! Wir entrüsten uns weder über sie noch über diese neue Potemkinsche Reformation des Hausagrarierparlaments. Die dort von den Schülern der Interessen der Hausagrarier immer wieder mißhandelten Mieter werden nur dann Berücksichtigung finden, wenn sie bei der Stadtverordnetenwahl sozialdemokratisch wählen. Damit allein wird der Anfang mit der Beseitigung des verriickten Zustandes gemacht, bei dem jetzt Tausende Mieter in erbärmlichen Wohnhöhlen verkommen, während zu gleicher Zeit Hunderte fleißiger Bauarbeiter arbeitslos darben müssen. Dann erst wird eine wirkliche Wohnungsreform möglich sein, die die Stadt dazu zwingt, durch den Bau kommunaler Wohnungen das Monopol der Hausagrarier zu brechen.

Vom Polizeijubiläum. Die erste Einrichtung, durch die den Danzigern vor hundert Jahren die preussische Befreiung bewiesen wurde, war die — Polizei! Durch königliche Kabinettsorder vom 14. Januar 1814 wurde sie eingeführt. Am 21. Februar 1814 nahm der erste Polizeipräsident, ein von Begeß, seine Beamten in Dienst und Pflicht. Damit ergriff die königlich preussische Polizei Besitz von der alten freien Stadt. Bis heute hat diese polizeiliche Herrschaft gedauert. Noch immer durften die Bürger die Polizei zwar — und nicht zu knapp — bezahlen, haben aber nicht den geringsten Einfluß auf sie.

Der Polizei scheint dieser Zustand nicht sehr verdrießlich. Am 21. Februar will der Polizeipräsident Max Westel in der Halle des Dienstgebäudes das hundertjährige Polizeijubiläum durch einen Festakt feiern. Die neue Kapelle der Schutzmannschaft soll dazu schöne neue und alte Lieder blasen und pfeifen. Auch Gefangensvorträge sollen in Aussicht genommen sein. Ob lebende Bilder die Geschichte und das Wirken der Danziger Polizei wiedergeben sollen, konnten wir nicht genau in Erfahrung bringen. Sie würden aber gewiß ungemein zur Erhöhung der Festfreude beitragen.

Schuhputz
Nigrin
färbt nicht ab

Carl Steinbrück
Altst. Graben 92
Telefon 639
Eisenwaren
Eisorn Oefen
Emaille Schüssel.

Echt gute Tauben v. v. Ohra,
Niederfeld 17, Wajshinski.
2 junge Reute finden Vogls mit
auch ohne Beköpfung. Schichau-
gasse 23, Gartenhaus b.

Umständehalber 4 Kaninchen zu
verkaufen. Rohrstäbe werden
geflochten. Artur Eckhardt,
Schidlich, Unterstraße 33.

Fordere Herrin u. Frau Jakobien
auf, mir das abgeborgte Geld
innerhalb acht Tagen zurück-
zugeben, widrigenfalls ich
mich an die Kaiserliche Werts
wenden werde. J. Rubner.

Achtung!
Offerierte

selbstgekautellen Schnupftabak
garantiert rein.

Wilhelm Sternberg
Tischlergasse 37.

Obst und Süßfrüchte
billigt
Danzig, Hausdor 7.

Sie sparen Geld

in
Spitzer's billiger Woche
heute und folgende Tage!

- Aparte Damen-Kostüme von 14,00 an
- Fesche Winter-Ulster . . . 9,00 „
- Fesche Strassenkleider . . . 24,00 „
- Aparte Stoff-Blusen . . . 4,25 „
- Fesche Kostüm-Röcke . . . 4,50 „
- Elegante Frauen-Mäntel . . . 16,00 „
- Jugendl. Backfisch-Kostüme 14,00 „
- Jugendl. Backfisch-Ulster . . . 8,00 „
- Sammet-Paletots . . . 28,00 „
- Elegante Seidenkleider . . . 23,00 „
- Jugendliche Ballkleider . . . 13,00 „

Josef Spitzer, Danzig
nur Langgasse 2, I. Etage.

Spezialhaus für Gelegenheitskäufe
eleganter Damenbekleidung.

Zähne 1,00 Mk. und 1,80 Mk.

ohne Extraberechnung der Kaufschukplatte.

Nervöse und Angestliche Personen, welche sich vor dem
Zahnziehen fürchten,
benutzen sich vertrauensvoll in mein Institut, das an
Eidesstatt
haben mir Patienten bestätigt, daß das Zahnziehen **1 M.**
vollständig schmerzlos war.
Als Zähne à 1,80 Mk.
Hefere ich Zähne mit echten Platinstiften in ge-
eigneten Fällen prima Diktories. Dies sind Zähne, welche
anderweitig mit 4 und 5 Mark bezahlt werden müssen.
Allein-Anfertigung für Danzig
(Ohne) Patent- (Platte)



500 Mark Belohnung
demjenigen, der mir nachweist, daß ich Zähne mit Eisen
stiften verarbeite, höhere Preise wie 1,80 Mark mit Kauf-
schukplatte fordere und für neue Gebisse nicht eige
10 Jahre schriftl. Garantie für Haltbarkeit
gebe, d. h. im Falle einer vorkommenden Reparatur wird
dieselbe während dieser Zeit **kostenlos ausgeführt.**
Bei Bestellung von künstlichen Zähnen **das Zahnziehen**
mittels **Bestäubung kostenlos. Plomben billigt.**
Reparaturen an 1 Mk., Umarbeitung nicht
passender Gebisse **billigt** u. schnellstens. Nervtöten 1 Mk.

Auf vielfachen Wunsch
habe ich auch in Danzig, wie in anderen Städten **Jahres-**
Abonnements für Kinder eingeführt. Für 10 Mk. werden
denselben sämtliche operativen Behandlungen zuteil.

Institut für Zahnleidende
71 DANZIG Pfefferstadt 71
Sprechzeit v. 8-8 Uhr Sonntag 9-2 Uhr

Bitte nicht übersehen!
E. Hirsch Spezialgeschäft für
Herrenartikel
Altst. Graben 78 und Schmiedegasse 7 empfiehlt
Hüte, Mützen, Trikotagen, Schirme, Stöcke
Lederwaren sowie sämtl. Berufs-Kleidung
in nur besten Qualitäten zu bekannt billigen Preisen (170
E. Hirsch, Altst. Graben 78 (Ecke Schmiedegasse) u. Schmiedegasse 7.

Käse-Offerte.
Tilsiter Käse Vollreif, alt und pikant pr. Pfd. 60 u. 70 S
Schweizer Käse etwas beschädigt p. Pfd. 70 u. 80 S
nach außerhalb in Postpaketen billiger, empfiehlt [279
Paul Peters, Breitgasse Nr. 38.

Oskar Schützmann
Destillation und Likörfabrik
Tischlergasse No. 67

Grogum.

J. W. Hohmann
Danzig, Pfefferstadt 53
empfiehlt
Limetta.
Einzig empfehlenswertes und bekömmliches alkoholfreies Ge-
tränk für Nerven-, Rheumatismus, Magen- u. Lungen-Leidende.
Waldmeister-Extrakt
vorzügliches alkoholfreies Erfrischungs-Getränk,
ferner
alkoholfreie Liköre, Punsche und Weine. [314

Echt gekautellen
garantiert reinen **Schnupftabak** offeriert
**Julius Gosda, Danzig, Rohrtabakgroßhdlg., Schnupf-
tabak-Kachelei, 2. Prießerg. 5, Ecke Häherg. 5. Fernspr. 2428.**

Arthur Dahlmann,
Telef. 433 **Danzig-Langfuhr** Telef. 433
Hauptgeschäft Hauptstrasse 56.
Filiale Hauptstrasse 27. Filiale Neuschottland 16-17.
en gros „Zur weissen Hand“ En detail.
Mehl- u. Fourage-Handlung
Lager sämtlicher Hülsenfrüchte, Graupen, Grützen
ferner sämtliche Fettwaren, Marmeladen und Honig
Kartoffel Hefen-Verkauf Kartoffel

Preussischer Kommilit
Soldatengeschichten von August Winni
Inhalt:
Zwei Beschwerden — Der Kaiserpreis —
Guten Morgen, Herr Hauptmann — De
Pflingsturlaub — Jenseits der Menschliche
— Auf Festung — Das Rejerebild —
Grenadier Gimm — Finale
Preis gut gebunden 2,— Mar
Die Censure des Buches ist den Soldaten verbote
Neuerdings ist die Redaktion eines Parteiblatts
wegen Abdruck des Inhalts bestraft worde
Es gibt keinen besseren Beweis für die Gü
des Buches.

Lichtstrahlen. Matürliches Bildungs-Organ f
denkende Arbeiter. — Heraus
gegeben von Julian Borchard
Zum Abonnement empfohlen.
Preis pro Heft 10 Pfg. —
Buchhandlung Volkswacht, Danzig, Paradiesgasse 3

Danziger Hut-Centrale
Lawendelgasse 9b, neben Hotel de Stolp
empfiehlt zu billigen Preisen für Herren und Knaben
Hüte, Mützen, Schirme, Stöcke,
Trikotagen, Lederwaren sowie sämtl. Berufskleidung.
Auf Straße Lawendelgasse 9b bitte zu achten. [71

Menschen schlachthaus.
Bilder vom kommenden Krieg!
Preis 1,00 Mk. Porto: Drucksache 10 Pfg.
Volkswacht-Buchhandlung, Danzig, Paradiesg. 32.

Weichsel-Königin
Seife
besitzt höchste Waschkraft
infolge ihres Gehaltes an bestem
Terpentinöl.

Überall erhältlich.
J. M. Wendisch Nachf., Seifenfabrik, Thorn.
Brauerei
G. Preuss, Elbing
empfiehlt ihre vorzügliches Bier
Söhmischbier
Lagerbier hell s. dunkel
Braunbier
Weizenbier (Berliner Weizenbier)



Zweigniederlassungen in Allenstein, Bromberg,
Danzig, Dirschau, Graudenz, Konitz, Thorn.

Lieferung für alle Krankenkassen
und Anfertigung aller ärztlichen Rezepte
in Elbing in der
Apotheke Fischerstrasse 45/6
Haupt-Niederlage für alle homö-
opathischen Arzneimittel. [311

Schuhwaren
des Spezialschuhgeschäfts von
Geschw. Salinger
ELBING, Alter Markt 27
zeichnen sich aus durch Haltbarkeit, Billigkeit
und gute Passform. Unser Prinzip ist:
„großes Umsatz, kleiner Nutzen“
bei aufmerksamer, freundlicher Bedienung.

Freude u. Jubel
in jeder Familie
erweckt zur Kirzung der Langenweile
ein gut spielender
Sprechapparat
mit neuesten Platten und Walzen.
Große Auswahl hierin liefert in jeder
Preislage und Ausführung
Elbinger Platten-Centrale
Hans Tischmann.
Blaue Rabattmarken.